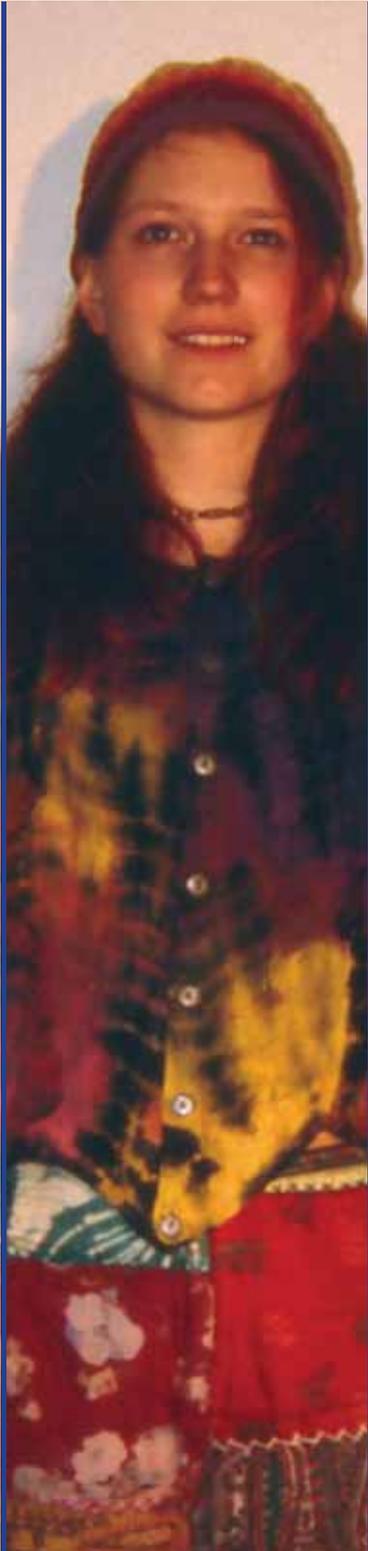


kostenlos - da unbezahlbar
Ausgabe 01 / 2005

FREIHAFEN

wir. hier. jetzt.



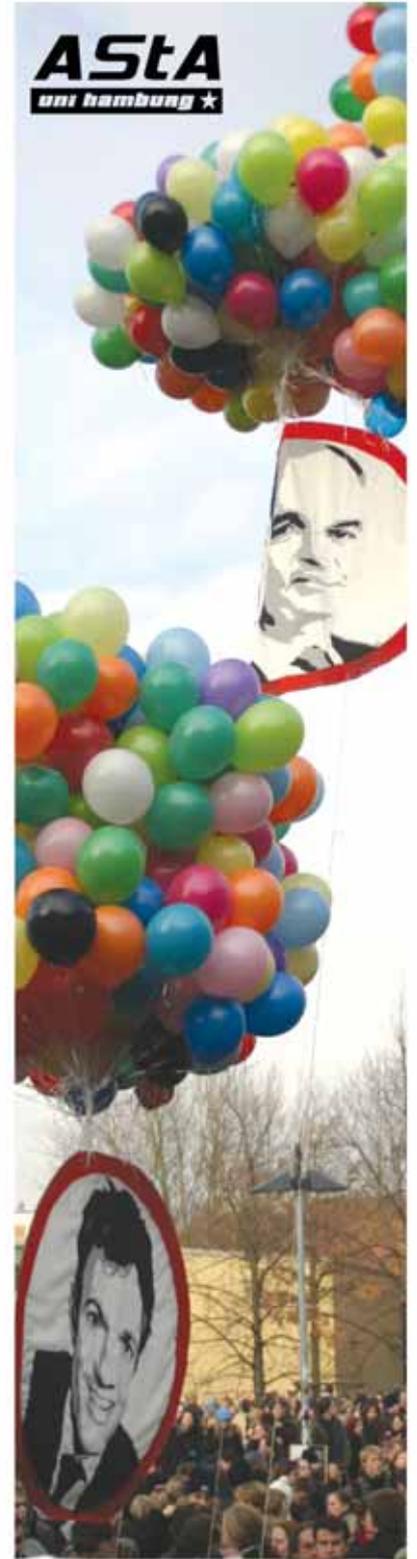
BRANDIGLIPPE
CINEMA
KUNST

IMPRESSUM

- FREIHAFEN: Jugendmagazin für Hamburg
- Postanschrift: Freihafenstraße 17
20539 Hamburg
Fon: 040 / 600 846 79
Fax: 600 / 600 846 81
Mail: mail@freihafen.org
Web: www.freihafen.org
- Herausgeber: Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040 / 600 846 80
Fax: 040 / 600 846 81
Mail: mail@jphh.de
Web: www.jphh.de
- Chefredaktion: Christoph Hanssen (V.i.S.d.P),
Anne Kühnel
- Layout: Oliver Krumm
- Titelseite: Jonathan Stöterau
- Fotoredaktion: Wolfgang Denzler, Christoph Hanssen,
Oliver Krumm, Torben Stachowski,
Jonathan Stöterau
- Druck: v. Stern'sche Druckerei GmbH & Co KG
Zeppelinstrasse 24
21337 Lüneburg
www.vonsternsdruckerei.de
- Auflage: 20.000 Exemplaren
Erscheinungsweise: 10x jährlich
Auslageplätze: an den weiterführenden Schulen,
Jugendbildungsstätten, die Universitäten
Hamburgs und an ausgewählte Cafés
- Vertrieb: Behörde für Bildung und Sport der
Freien und Hansestadt Hamburg;
Eigenvertrieb
- Anzeigenleitung: Marc Tino Junker, Anne Kühnel,
Sebastian Olényi, Malte Riken
- Mitarbeiter: Wir danken allen die sich an FREIHAFEN
beteiligt haben.
- Fotonachweis: Lina Brion, Jan Johannsen, Oliver Krumm,
Anne Spies, Torben Stachowski,
www.photocase.de

Diese Ausgabe wurde gefördert durch die Servicestelle Jugendbeteiligung Flensburg und die Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Soziales und Familie. Wir danken außerdem für Rat und Tat den Kollegen der Jugendzeitungen SPIESSER (Dresden), YAEZ (Stuttgart) und denen der früheren monomag (Berlin) und clash (München). Ferner danken wir für die Zusammenarbeit mit der Behörde für Bildung und Sport, der SchülerInnenkammer und der Jungen Presse Hamburg.

STUDIENGEBÜHREN: FAHRT ZUM HIMMEL!



Anzeige

>>> **11. UND 12. APRIL**
AKTIONSTAGE AN DER UNI<<<

>>> **13. APRIL**
VOLLVERSAMMLUNG - AUF ZUM
WIDERSTANDSSEMESTER<<<

>>> **1. MAI-DEMONSTRATION**
RAUS AUF DIE STRAÙE,
REIN IN DEN STUDI-BLOCK<<<

WWW.ASTA.UNI-HAMBURG.DE

Hummel Hummel

Man braucht nur mal ins Musikfernsehen reinzappen oder am Kiosk eine Teenie-Zeitschrift durchblättern, um zu erkennen: Die Jugend in Deutschland ist verloren. Eine hirnlose Masse gieriger Konsumenten, arbeitsunwillig, protestwühlend und unbelehrbar. Noch nicht einmal schreiben können sie richtig. Oder vielleicht doch?

Den Beweis haltet Ihr in den Händen: Freihafen, das neue Jugendmagazin für Hamburg, ist ab heute monatlich und kostenfrei - weil sowieso unbezahlbar - hamburgweit erhältlich. Dass unsere Generation dabei selbst im Mittelpunkt steht, ist unschwer am Titelthema unserer ersten Ausgabe zu erkennen: Randgruppe Jugend. Welche Rolle spielen wir neben den Diskussionen um Haushaltslöcher, KiTa-Einrichtungen, in der Politik und der komplizierten Welt der Erwachsenen? Wir haben uns mit vielen Menschen getroffen, die durch ihre Situation, ihre Einstellungen und Überzeugungen häufig als Randgruppe bezeichnet werden. Die Antworten hätten nicht vielfältiger sein können.

Außerdem erfahrt Ihr, warum es vielleicht in absehbarer Zeit der Mann ist, der regelmäßig die Pille schlucken muss, wie es um die älteren Generationen in dieser Stadt steht und wie es einer jungen Frau ergehen kann, die die berühmteste, aber vor allem berüchtigtste Meile der Stadt alleine entlang schlendert.

Und solltest Du beim Lesen von Freihafen Laune bekommen, als Redakteur, Layouter oder Fotograf aktiv zu werden, bist Du herzlich eingeladen, in der Redaktion mitzuarbeiten! Wann und wo wir uns treffen, was genau Du tun kannst und vieles weitere mehr findest Du auf unserer Internetseite unter www.freihafen.org.

Viel Freude mit unserer No.1 wünscht das

FREIHAFEN - Redaktionsteam



Hummel Hummel - Editorial

Fischmarkt - Titel

Hamburg City - Innerhamburgisches

Elbbrücken - Außerhamburgisches

Speicherstadt - Wissen

Große Freiheit - Kultur und Freizeit

Millerntor - Sport



Sind wir nicht alle ein bisschen Randgruppe?

Warum unsere Gesellschaft Randgruppen braucht

Jana Kischkat
jana@freihafen.org

Randgruppen sind ein menschliches Phänomen.

Die meisten Menschen brauchen Gesellschaftsgruppen, auf die sie herabsehen, auf denen sie gar herumhacken können. Zu Selbstbestätigungszwecken; denn das Herabsehen auf andere macht selbstbewusster und stärkt das schwächelnde Ego. Das funktioniert schon im Kindergarten. Nach genauerem Überlegen lässt sich jedoch feststellen, dass so gut wie jede(r) irgendeiner Randgruppe angehört. Und sei es, weil man statt

tiviert sich alles mehr oder weniger: Der in HipHop-Kreisen verpönte Beatles-Hörer findet woanders trotzdem Freunde. Und unter ihres Gleichen wiederum könnten HipHopper als randständig gelten.

Ganz so einfach ist es allerdings nicht immer. Auf die Art und den Grad des Anders-Seins kommt es nämlich an. Die Randgruppe der NPD-Wähler und die der jugendlichen Gebissträger sind kaum miteinander vergleichbar.

Auch der Blickwinkel ist von Bedeutung: Jede(r) hat unterschiedliche Vorstellungen da-

viel „unnormaler“ sind. Zum Glück. So lässt sich leicht von der eigenen Ungewöhnlichkeit ablenken. Die Anderen kann man dann selbst verachten, man kann ihnen bildlich gesprochen auf den Kopf spucken. Und auf deren Kosten macht man in der feuchtfröhlichen Runde munter Witze. So schwimmt man wieder mit dem Strom und flutet andere Gruppen an den Rand.

Dass sie selbst auch Angehörige von Randgruppen bleiben, fällt sogar ihnen selbst kaum mehr auf. Andere Menschen werden täglich verachtet, verspottet, ausge-

und Gehörlose,- und das ist kein Scherz- gebärden mit Vorliebe Blindenwitze. Befreiendes Gelächter, denn die Joke-Inhalte werten einen selbst auf.

So lassen sich unsere gesellschaftlichen Spielregeln interpretieren. Und dieses Randgruppen-Spielchen kann man den Menschen wohl nicht abgewöhnen. Die Gesellschaft braucht marginale Gruppen, damit sie funktioniert. Eine standardisierte Gesellschaft ohne Andersartige wäre auch langweilig.

Gerade deswegen sollte man nicht mehr auf sie herabsehen,



HipHop die Beatles hört oder frau sich die Achseln nicht rasiert, weil man veganisch isst oder keine Markenklamotten trägt. Dann bekommt man von ein paar Mitläufern das Prädikat „uncool“ verpasst und wird unmittelbar zum „Randständigen“.

Wenn aber alle ein bisschen Randgruppe sind, dann hat sich die Sache mit dem marginalen Zustand doch eigentlich erledigt, oder? Immerhin rela-

von, was mainstream, cool oder uncool ist und wo der Rand oder die Mitte liegen.

Und auch ein klassischer „Mitläufer“ kann auf irgendeine Weise gravierend ungewöhnlich sein und folglich einer Randgruppe angehören. Aber diese Tatsache, plötzlich herauszusteichen, einer „von denen“ und eine Art Außenseiter zu sein, lässt sich einfach überspielen.

Man weiß ja, dass es davon noch ganz viele andere gibt, die noch

geschlossen oder einfach schief angeguckt. Sie sind offensichtlich „randständig“ und „anders“. Daran zeigt sich die Unterschiedlichkeit der Ausmaße, die Randgruppenzugehörigkeit annehmen kann und es wird deutlich, dass sich eben doch nichts relativiert. Trotzdem besteht keine Hackordnung als solche in der Gesellschaft, sondern viel mehr ein gegenseitiges Sich-Herunterziehen. Der körperlich Behinderte macht sich über Hartz IV- Opfer lustig

Ihr Anders-Sein akzeptieren und auch das eigene Anders-Sein erkennen. Herausfinden, dass es andere Wege gibt, um sich selbst zu bestätigen, dass man sein Ego nicht nur durch das Abwerten anderer stärken kann. Menschen, die keiner Randgruppe angehören sind ohne jegliche Besonderheiten so, dass sie einem fast Leid tun können.

In diesem Sinne: Ein Hoch auf alle Randgruppen und Individuen!

Drogenfrei

Der Cocktail unter Palmen, das obligatorische Gläschen zum Empfang oder die Zigarette zum Zeitvertreib.

Drogen gehören einfach dazu. Sie sind nicht etwa eine Erfindung gestresster Neuzeitmenschen. Dem Inka-Priester verhalf das Kauen von Coca-Blättern in höhere Sphären, die Römer und Griechen, sofften was das Zeug hielt und die Somerer konsumierten schon vor 6000 Jahren Opium. Eine Gesellschaft ohne Drogen ist einfach undenkbar. Trotzdem gibt es einzelne Individuen, die sich dem allgemeinen Konsum widersetzen. „Wozu? Was bringt mir das?“ Hartnäckig halten sie sich an ihrer Cola fest und rümpfen angesichts des vom Nachbartisch herüberziehenden Zigarettenqualms die Nase. „Rauchen ist ganz klar eine Charakterschwäche. Die brauchen halt ständig etwas, um sich festzuhalten. Und was das kostet...“ Tatsächlich könnte ein Kettenraucher mit einer Packung pro Tag jeden Monat einen Trip nach Mallorca oder ein neues Fernsehgerät rausschlagen. Ein sozialer Nicht-Kettenraucher würde davon 300 afrikanische Kinder ernähren, ein Umweltbewusster einige Quadratmeter Regenwald kaufen... oder eine Kiste Krombacher.

Während Nichtraucher noch eine knappe Mehrheit bilden, sind echte Nicht-Trinker eine seltene Spezies. Nicht umsonst gilt Alkohol als die Mainstream-Droge Nummer eins. Sich dagegen aufzulehnen, ist schon fast ein Akt der Rebellion. Immerhin geben auch Eltern oder Lehrer zuweilen einen aus und erwarten wie selbstverständlich, auf allgemeine Begeisterung zu stoßen. Es gibt nur wenige, die es selbst dann wagen, nein zu sagen. „Aber das schmeckt doch gar nicht! Ich will nicht die Kontrolle über mich selbst verlieren!“ Die Einsicht, dass das Zeug sich bei übertriebenem Konsum negativ auf das eigene Wohlbefinden, sowie auf das der anderen auswirkt, werden wohl die meisten schon einmal gehabt haben. Die Willensstärke jedoch, sich den Konventionen zu widersetzen, fehlt. Dazu muss man entweder totaler Rationalist oder überzeugter Idealist sein, wenn sich selbst Ge-

sundheitsfanatiker und Leistungssportler ab und zu ein Gläschen genehmigen. Denn das ist angeblich gar nicht mal so ungesund.

Einige Individualisten unter den „Drogenfreien“ lehnen zwar Alkohol und Nikotin vehement ab, schwören aber gleichzeitig auf Marihuana. Tatsächlich beeinträchtigt das die Gesundheit weniger, als das Rauchen und kann von Lungenkrebsgeschädigten sogar auf Rezept konsumiert werden. Empfehlenswert für diejenigen, die sich an ein paar verlorenen Gehirnzellen nicht stören und auch nicht vorhaben, im Drogenrausch gegen einen Baum zu fahren. So richtig drogenfrei ist wohl niemand, und wenn es nur Cola, Kaffee, Schokolade, Sport oder andere Leidenschaften sind. Drogenfreiheit ist reine Definitionssache.

Anne Spies
anne.s@freihafen.org



Erde oder Erbsensuppe

Jesús María, Argentinien: Sonnenstrahlen stechen sich durch die Wolken, ein Bach plätschert. Am Ufer wehen die Planen weißer Zelte, dürftig befestigt mit Steinen oder Holzbrettern.

Stimmen tönen daraus hervor, oftmals auch Kindergeschrei. Ein paar Mütter waschen einen Haufen zerrissener Kleidung im Bach. Einige der Zelte sind nur von Kindern bewohnt; wo ihre Eltern sind, wissen sie nicht. In ihrem Kampf ums Überleben sind sie auf sich allein gestellt: Jeden Tag gehen sie in die Stadt, von Haus zu Haus, in der Hoffnung, Essbares zu ergattern. Wenn sie mit leeren Händen zurückkehren, bleibt nur noch blanke Erde zum Abendessen. Hier gibt es keine Bahnhofsmision, die heiße Suppe austeielt, keine Sozialarbeiter, die sich ihre Geschichte anhören. Die Politik fühlt sich dafür nicht

verantwortlich, ihnen sind die Straßenkinder lästig – so lästig, dass die Polizisten sie teilweise einfach beseitigen. Konsequenzen gibt es selten, für eine Beschwerde ist die Polizei wohl nicht der richtige Ansprechpartner. In den seltensten Fällen wird ihr plötzliches Verschwinden überhaupt bemerkt: Kaum eines der „ninos de la calle“, der Kinder auf der Straße, besitzt einen Ausweis, für die Behörden existieren sie schlicht nicht. Wirft man nun den Blick auf Deutschland, bemerkt man, dass es Straßenkinder nicht nur in anderen Ländern, sondern auch vor der eigenen Haustür gibt. Doch die Situation der hie-

sigen Straßenkinder ist kaum vergleichbar und der Gedanke zwingt sich auf, dass sich ein argentinisches Straßenkind am Hamburger Hauptbahnhof sprichwörtlich „wie Gott“ in Frankreich fühlen müsste. Denn schon eine heiße Suppe und eine Dusche würden bei diesem Kind Freudentaumel verursachen. Der Begriff „Straßenkind“ ist demnach sehr breit gefächert; die Unterschiede sind enorm: In Deutschland leben die Straßenkinder höchstens freiwillig auf der Straße oder in Zelten; ansonsten finden sie Obdach in Heimen oder Jugendwohneinrichtungen. Hier gibt es kaum einen Ju-

gendlichen, der aus purer Armut zum Straßenkind wird oder Anschaffen geht; meistens sind Drogen im Spiel. Die Mehrheit flüchtet regelrecht aus dem Elternhaus – nicht, weil die Eltern sie nicht mehr ernähren können; sondern weil die familiären Beziehungen nicht intakt sind, weil der Vater Alkoholiker ist, weil sie geschlagen werden, weil eine Bezugsperson fehlt. Oft geht der Flucht von zu Hause ein langwieriger Prozess voraus: Konflikte im Elternhaus und falsche Freunde, Drogen und dadurch Geldmangel, schließlich das Ausreißen. Endstation Babystrich. Noch in den achtziger und neunziger Jahren konnte man

die jugendlichen Ausreißer unter anderem in der Hamburger Innenstadt antreffen: Was den Berlinern der Bahnhof Zoo, war den Hamburgern der Hauptbahnhof. Die Drogenszene war offen und für jeden sichtbar. Hier war das traute Heim von Obdachlosen und Punks.

1995 wurde die Szene mit großem Polizeiaufgebot verdrängt – was sie aber noch lange nicht aus der Welt schaffte: „Mädchen, die anschaffen gehen, wohnen jetzt häufig bei ihren Freiern“, sagt Meent Adden, der seit elf Jahren im KIDS, einer Anlaufstelle für Straßenkinder am Hachmannplatz, arbeitet. Dieser Rückzug in den privaten Raum mache es schwieriger für Sozialarbeiter an die Kinder heranzukommen. So ist es für die sogenannten „Streetworker“ wichtig, Kontakt zu Jugendlichen aus der Szene herzustellen. Zum Beispiel durch Gespräche auf der Straße, Flyer oder das eigene Internet-Forum, über das gefragt und erzählt werden kann.

Im letzten Jahr waren die Mitarbeiter von KIDS zum zweiten Mal auf dem Hamburger Dom präsent, um dort Kinder direkt anzusprechen.

Das Ziel, so Adden, sei Vertrauen aufzubauen, als Voraussetzung für jegliche weitere Arbeit.

Täglich führt ein Team von Sozialpädagogen Gespräche mit betroffenen Jugendlichen, hört sich ihre Geschichten an, begleitet sie zu Terminen bei Polizei oder Jugendamt. In einigen Fällen vermitteln sie Wohnungen. Mal stellt sich heraus, dass ein scheinbar hilfeschender junger Spund eigentlich nur mal dem Blankeneser Elternhaus entkommen, Drogen nehmen und die Szene kennenlernen wollte, während die Eltern verreist sind. „Solche Fälle schicken wir wieder nach Hause“, sagt Adden. Für die restlichen Jugendlichen, die mit KIDS den Einstieg ins „normale Leben“ wiederfinden wollen, sieht die Lage ungleich schwieriger aus: Oft gibt es kein zumutbares Zuhause, in das man sie zurückschicken könnte. Manchmal sind die Jugendlichen auch zu stolz, um zurückzukehren. Die Zukunftsperspektiven sehen düster aus: Häufig ist es lange her, dass sie eine Schule von innen gesehen haben, von einem Abschluss oder einer Ausbildung kann meistens keine Rede sein. Für solche Fälle bieten KIDS-Projekte wie „Lern-Lust“. Zweimal wöchentlich erhalten die Jugendlichen Unterricht, bestehend aus Lesen, Rechnen, Schreiben und Kochen. Kleine, bezahlte Ar-

beiten wie Streichen oder Aufräumen sollen sie motivieren, selbst etwas zu schaffen. 60 000 Euro im Jahr benötigt

Was den Berlinern der Bahnhof Zoo, war den Hamburgern der Hauptbahnhof

Basis e.V., der Träger der Einrichtung, um die Vereinsarbeit am Laufen zu halten. Doch seit 2002 werden die Gelder ständig gekürzt. Stellen mussten schon gestrichen werden, ohne Spendengelder würde der Verein vermutlich nicht mehr existieren.

Einen wichtigen Beitrag leisten auch die sogenannten Paten. Mit Patenschaften können sich Hilfsbereite an dem Projekt beteiligen. Sie unterstützen die Jugendlichen monatlich mit einem kleinen Betrag. Die Patenkinder bleiben allerdings anonym, der Pate wird sie nicht kennen lernen. 600 solcher Spender gibt es bereits. Hätten noch mehr Menschen ein paar Euro im Monat für die Straßenkinder übrig, wäre schon viel getan – und das ganz friedlich und ohne Polizeiaufgebot.

Nähere Informationen zum Projekt findet Ihr auf: www.strassenkids.de

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org
Christoph Hanssen
christoph@freiafen.org
Jana Kischkat,
jana@freihafen.org

Anzeige

dju-Hamburg in ver.di

Die Gewerkschaft der JournalistInnen - Wir sind für euch da!

Stammtisch: jed. 1. Di im Monat im „Kleinen Zinken“ (Altona),
c/o Jürgen Duenbostel, juergen.duenbostel@gmx.de

Vorstand: jed. 3. Do im Monat im „Haus Drei“ (Altona),
c/o Fritz Gleiß, djuhamburg@yahoo.de

Geschäftsführung: Eva Schleifenbaum, Besenbinderhof,
20097 Hamburg, Tel. 2858-4088

Presseausweise: Ruth Schoop, Tel. 2858-1473.

Veranstaltungen:

6.3.: Hamburg braucht eine neue Tageszeitung! Workshop

19.5.: Folgen redaktioneller Auslagerung - Diskussion

9.6.: Hartz IV und freier Journalismus - Info & Diskussion

www.dju-hamburg.de - djuhamburg@yahoo.de



Deutsche
Journalistinnen- und
Journalisten-Union

Über Brötchen, Bananen und die Frage nach einer Herkunftsidentität

Ossis im Westen – eine Randgruppe?

Lina Brion
lina@freihafen.org



Über fünfzehn Jahre ist der Fall der Mauer nun schon her, doch die Frage nach der schon so oft zitierten Mauer in unseren Köpfen noch lange nicht beantwortet.

Massen von DDR-Bürgern rasten nach der Wende in freudiger Euphorie in den „glorreichen Westen“ – Ob es nun Bananen oder Sehnsucht nach Freiheit war, die Plattenbauten leerten sich.

Heute hat sich die Situation etwas relativiert. So manch eine Erwartung ist nicht Realität geworden, dafür entwickeln sich Orte wie Leipzig zu neuen Anziehungspunkten. Doch die Diskrepanz von Ost und West füllt noch immer endlose Diskussionen. Der Enttäuschung über die fehlenden „blühenden Landschaften“ und die hohe Arbeitslosigkeit folgt allgemeine Resignation. 13 Prozent der Ostdeutschen hätten die Mauer gerne zurück, die Mehrzahl der Jugendlichen haben Zukunftsängste. Und spätestens seit den „Hartz IV“ Protesten ist nicht mehr zu leugnen, dass Unterschiede in der Entwicklung von Ost und West bestehen. Die letzten Überreste der Mauer sind also noch nicht verschwunden.

Doch wie geht es denjenigen, die in der DDR ihre Kindheit verbracht haben und nun im Westen wohnen? Sind Unterschiede zwischen jungen Ossis und Wessis überhaupt relevant? Oder interessieren diese Fragen kaum noch jemanden und es ist an der Zeit, eine neue Auffassung der Herkunftsidentität zu entwickeln?

FREIHAFEN hat mit fünf jungen Hamburgern gesprochen, die in der DDR geboren sind. Kennen gelernt haben sich Tino, Steffen, Antje, Sibylle und Sören erst im Westen. Die Wende haben sie alle auf ganz unterschiedliche Weise erlebt. Tino konnte sich „endlich diese Matchbox-Autos selber kaufen!“ Aber heulen musste er, als die Pionierorganisation (die sozialistische Massenorganisation für Kinder der Klasse 1 – 7) aufgelöst wurde. Sören bekam im Kindergarten plötzlich keinen „Honecker-Kuchen“ mehr. Dafür aß Sibylle ihre erste Milchschnitte: „Die wollte ich schon immer mal naschen. Aber dann habe ich den ersten Bissen genommen, den zweiten, und dann habe ich sie in den Papierkorb geworfen.“ Tino: „Ich

fand es total erniedrigend, an einer Suppenküche zu stehen, mit 5000 anderen Ossis. Dort habe ich einen Plastikteller Suppe gekriegt. Irgendwann war der leer und ich wollte den mitnehmen. Aber jemand sagte: ‚Nee, den musst du wegschmeißen!‘ Das habe ich nicht verstanden.“ Steffen wollte seine West-Tante besuchen, aber die war überhaupt nicht begeistert. Tino: „Jetzt kommt das Ossi-Pack hier an und frisst uns alles weg!“

Die großen Veränderungen begannen mit dem Umzug in den Westen. Tino: „Das war schon ein bisschen anders.“ „Bunter“, findet Antje. Und Sibylle sagt: „Man hatte schon den Eindruck, die Wessis denken, man sei ein bisschen hinterwäldlerisch.“ Für Tino war das nicht so gravierend. „Wenn man, wie ich mit 18 von zu Hause wegzieht ist sowieso alles anders. Ich bin zur Zeitung gegangen und hatte noch einen Hauch Dialekt. Darüber haben sich ein paar Leute lustig gemacht. Aber dann macht man sich eben zurück lustig.“ Bleibt die Herkunft auch noch nach einiger Zeit präsent? „Es ist nur überraschend, wenn man beim

Aufeinandertreffen feststellt, dass beide aus dem Osten sind, man kommt ins Gespräch.“, antwortet Sibylle. Tino: „Da geht mir aber keiner ab, wenn ich jemanden treffe, der auch aus dem Osten kommt. Mir war das immer total schnurz. Wenn Sibylle aus Bremen käme würde ich es nicht merken.“ Konflikte zwischen Ossis und Wessis gibt es seiner Meinung nach nur noch „in irgendwelchen Kaffern, wo ein westdeutsches Großunternehmen für ‘ne Mark ein Schloss aufgekauft und abgeriegelt hat. Da sind die Einheimischen sauer. Aber wir kommen aus einer anderen Generation, uns ist das egal. Wir haben nicht vierzig Jahre unter diesem System gelebt, uns wurde keine Identität genommen.“

Steffen: „Mich stört, dass diese Trennung Deutschlands vom Osten ausgeht. Viele Ostbürger erinnern sich wegen der unzufriedenen Wirtschaftslage so pseudoromantisch: ‚Ach, damals war alles besser.‘ Und die Jugendlichen hören das von ihren Eltern und denken auch: ‚Das muss ja ein Paradies gewesen sein!‘“ Sören erlebt ähnliches, wenn er sei-

nen Geburtsort besucht. „Du bist jetzt nicht mehr einer von uns.“, hört er dann. Steffen fällt ein: „Es gibt in den neuen Bundesländern keinen Bäcker, der Westbrötchen backt, aber in den alten Bundesländern ganz viele Bäckereien, die jetzt Ossi-Brötchen backen. Das schürt diesen Konflikt.“ Tino: „Die Brötchen sind schuld! Die Brötchen in unseren Köpfen!“ Brötchen sind nicht die einzigen wieder auferstandenen Ost-Produkte, Rotkäppchensekt ist ein weiteres Beispiel. Sibylle wendet ein: „Die Produkte kaufe ich aber auch noch.“ Steffen antwortet: „Das ist auch okay. Aber diesen Hintergrund finde ich mies anmaßend: ‚Das kommt von uns!‘ oder ‚Kauft nur Ostprodukte!‘“ Tino: „Das ist eine Anti-Bewegung zu dem, was passiert ist. Kurz nach der Wende haben alle nur noch bei dem Gemüsehändler aus NRW gekauft, weil sie dachten, das Gemüse von dort sei besser. Also, sollen die jetzt mal wieder Rotkäppchen-Sekt kaufen, das ist schließlich der Betrieb, der nebenan ist.“ Er überlegt weiter: „Das ist eine allgemeine Resignation. Die Wende kam, weil die Leute 40 Jahre lang bunte Schaufenster haben wollten. Nachdem die dann da waren, war die Euphorie aber wieder weg.“ Steffen: „Ich glaube nicht, dass das die Produkte waren. Sondern das Eingezwängtsein, diese Paraden, jeden Morgen Appell in der Schule. Die Menschen wollten ein besseres Leben, freie Entscheidungen. Aber keine Milchschokolade! Ich glaube nicht, dass jemand für eine Banane auf die Straße gegangen ist. Wenn doch, bin ich echt sauer!“ Sören: „Das ist aber noch so in den Köpfen drin. Das erste Mal lache ich über einen Bananenwitz, aber wenn ich den jeden Tag in der Schule höre, habe ich keine Lust mehr drauf. Was die Leute damals wollten, war etwas ganz Menschliches: Freiheit.“ Steffen: „Für mich zählten allerdings ganz andere Dinge. Mädchen. Fußball. Das konnte ich auch alles dort bekommen.“ Sibylle: „In Finsterwalde hatte ich schon das

Gefühl, ‚Mensch, ich muss hier mal raus.‘ Ich wusste, da konnte ich nicht glücklich werden.“ Tino: „Für mich war das perfektes Timing. Ich fand es super, diese sozialistische Erziehung gehabt zu haben, in der Pionierorganisation habe ich gerne mitgemacht. Und dann, als ich zehn war, kam die Wende. Kurz bevor ich mit dem System kollidiert wäre. Mit der Wende konnte ich dann alles machen, was ich wollte.“

Steffen: „Letzten Endes sind wir missbraucht worden in unserer Gutgläubigkeit.“ Tino erinnert sich: „Ich war Agitator. Ich habe abends die ‚Aktuelle Kamera‘ geguckt und am nächsten Morgen der Klasse erzählt, was – angeblich – in der Welt los ist. Ich war natürlich ein instrumentalisierte kleiner Vollidiot. Es wäre interessant, jetzt in die DDR zurückgeworfen zu werden und zu sehen, wie man drauf wäre. Würde man Ärger kriegen oder immer noch die blauen Hemden tragen?“

Mit der Vergangenheit wird man auch beim Besuch der alten Heimat konfrontiert. Tino erzählt: „Ich kriege Depressionen, wenn ich da bin. Alles wird immer leierer. Ich komme aus der trostlosesten Stadt, die man sich vorstellen kann, da geht gar nichts. 25% Arbeitslose, 5000 Einwohner weniger. Das ist nicht lustig. Und meine Eltern wohnen immer noch in demselben Neubau-

block, aus dem ich ausgezogen bin. Wenn ich heute zurückgehe, habe ich das Gefühl, ein fremdes Land zu sehen.“

Tino, Steffen, Antje, Sibylle und Sören scheinen mit der Entscheidung, im Westen zu leben, ziemlich zufrieden zu sein. Allerdings geht das nicht Jedem so. Eine ostdeutsche Bekannte von Steffen ist seit neun Jahren hier.

„Die Brötchen sind schuld! Die Brötchen in unseren Köpfen!“

„Sie kennt hier keinen. Sie fährt jedes zweite Wochenende nach Hause und ist nur zum Arbeiten im Westen. So ist das bei ganz Vielen. Die gehen nicht weg, machen nichts, fühlen sich fremd und wollen das auch nicht anders.“ Sibylle: „Das hat etwas mit der Persönlichkeit zu tun. Wenn man aufgeschlossen ist und sich traut, Leute anzusprechen, ist es ganz einfach.“ Tino vergleicht die Situation mit türkischen Kulturvereinen: „Da bleiben die auch alle unter sich. Aber es gibt

auch Türken, die 20 deutsche Freunde haben und überall verkehren. Wenn man sich in einer Randgruppe aufhält, wählt man diese selbst. Ich sehe mich noch nicht einmal als ostdeutsch. Auch nicht als westdeutsch. Das ist mir egal.“

Ohne die vorhandenen Schwierigkeiten der Anpassung und Identitätsfindung ignorieren zu wollen, ist es also wichtig, die Frage zu stellen: Geht es wirklich um Ost und West? Geht es nicht vielmehr darum, herauszu-

finden, was unsere individuellen Wünsche und Einstellungen sind? Nicht unser Geburtsort bestimmt unsere Persönlichkeit. Und ein wenig Humor kann auch bei aller Verwickeltheit nicht schaden.

„Du trinkst ja schon wieder Becks“, spricht Antje Tino später am Abend an.

„Ha! Ich bin schon mit der Becks-Flasche in der Hand zur Welt gekommen!“, antwortet Tino.

„Das geht gar nicht. Vergiss nicht, du bist Ossi. In der DDR gab es kein Becks.“

Ossis von links oben: Sören, Sibylle, Tino, Antje, Steffen





In Deutschland Türkin, in der Türkei Deutsche

**Zwischen türkischer Kultur und deutschen Traditionen:
Wie finden sich junge Türken in Deutschland zurecht.**

Anfang der 60er Jahre begann die Arbeitsmigration von hauptsächlich türkischen Gastarbeitern nach Deutschland. 1960 betrug der Ausländeranteil in Deutschland 1,2 Prozent, das entspricht etwa 686 000 Ausländern. Diese Zahlen haben sich im Laufe der vergangenen 40 Jahre fast verachtfacht auf mittlerweile 8,9 Prozent, be-

ziehungsweise knapp 7,5 Millionen Ausländer. Seit 1984 dient die Immigration allerdings weniger dem Wirtschaftsaufbau Deutschlands, sondern immer mehr der Familienzusammenführung. Heute leben allein in Hamburg etwa 261 000 Ausländer, was gute 15 Prozent der hamburgischen Gesamtbevölkerung ausmacht. Darunter finden sich

als größte Immigrantengruppe wiederum die Türken, etwa 23 Prozent der hamburgischen Ausländer. Nur Berlin und Köln haben einen größeren Anteil türkischer Zuwanderer. Die meisten dieser Ausländer sind Kinder und Jugendliche. Sie sind allerdings keine „wahren“ Immigranten mehr, da sie bereits in Deutschland geboren wurden.

Laut Innenminister Otto Schily ist der Erwerb der Deutschen Sprache der Schlüssel zur Integration von Immigranten. Weiter meint der Minister, dass auf Dauer in Deutschland lebende Türken, die zudem auch die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, sich nicht als „Türken in Deutschland“ bezeichnen sollten, sondern „sich doch eher als Deutsche mit türkischem Hintergrund verstehen“ sollten.

Eine Immigrantin der zweiten Generation ist die 19 jährige Aylin aus Hamburg - Jenfeld. Obwohl sie in Hamburg geboren wurde, hatte sie mit anfänglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die mit der Einschulung begannen. Denn obwohl sie in Hamburg aufgewachsen ist, ist sie hauptsächlich mit der türkischen Kultur und türkischen Menschen großgeworden. Heute verkörpert Aylin das Bild der modernen Türkin. Sie hat Wünsche und Ziele wie wir aus der westlichen Welt, schafft es aber trotzdem, dieses mit den Werten und der Religion des Morgenlandes zu vereinen.

Obwohl sie es anfänglich schwer hatte, hat sie es geschafft sich erfolgreich zu integrieren, ohne ihre Persönlichkeit aufzugeben. Und wenn wir den Pfad der Integration auch weiterhin erfolgreich verfolgen, wird es immer mehr Menschen wie Aylin geben, die es lernen, in Deutschland zu leben und denen es ermöglicht wird, sich hier wohlfühlen. Und darauf hat doch jeder ein Anrecht, oder? Was Aylin über Vorurteile, das Leben zwischen zwei Kulturen und die Feiertagsdebatte denkt, hat sie FREIHAFEN im Interview geschildert.

Jenny Wolf
jenny@freihafen.org

Welche Probleme stellt sich Dir mit der Einschulung?

Ich konnte kein Deutsch und hatte somit keine Möglichkeit, mit den anderen Kindern zu kommunizieren. Ich war ganz auf mich allein gestellt, da auch meine Eltern mir bei diesem Problem nicht helfen konnten.

Wie hast Du diese Schwierigkeiten überwunden?

Die erste Zeit habe ich mit allen Mitteln versucht, mich meinen Mitschülern anzupassen oder sogar, sie zu kopieren. Ich wollte so sein wie sie, nicht auffallen – nur dazugehören.

Mit der Zeit habe ich dann immer mehr deutsche Freunde gefunden. Dadurch habe ich auch die Sprache immer besser gelernt, da mir nichts anderes übrig blieb.

Ich habe dann auch gelernt, dass ich akzeptiert werde und Freunde finde, wenn ich ich bin und zwar einfach deshalb, weil die Menschen mich mögen, egal ob ich Deutsche bin oder Türkin.

Hast Du denn auch mal das Gegenteil erlebt: Dass Menschen dich von vornherein aufgrund deiner Nationalität ablehnen?

Nein, bisher habe ich nichts davon mitbekommen. Mir nahestehende Menschen, mit denen ich befreundet bin oder seit längerem bekannt, haben keine Vorurteile, auch wenn sie meine Kultur nicht kennen. Wenn sie Fragen dazu haben, stellen sie diese. Da weiß ich, es sind Fragen, die sie wirklich interessieren.

Wie Fremde über mich denken, weiß ich nicht und eigentlich ist es mir auch egal, denn in ernsthafte Auseinandersetzungen aufgrund von Vorurteilen bin ich zum Glück noch nicht geraten.

Wenn Du an Deine Zukunft denkst: Wo würdest du lieber leben wollen?

Früher hätte ich ohne zu überlegen Deutschland gesagt. Seit einiger Zeit bin ich aber sehr unentschlossen, was dieses betrifft. Allerdings denke ich, dass ich dennoch in Deutschland bleiben werde, da ich die Türkei einfach nicht genug kenne, um mir mein restliches Leben dort vorstellen zu können.

Fühlst Du Dich denn inzwischen mehr als Deutsche oder als Türkin?

Als Türkin. Obwohl ich eigentlich sagen muss, dass ich mich sowohl in Deutschland, als auch in der Türkei als Ausländerin fühle. Wenn ich hier bin, unterscheide ich mich ganz deutlich von meinen deutschen Mitbürgern. Man würde mich nicht für deutsch halten.

In der Türkei aber, wo ich ja eigentlich in meinem Land bin, erkennt man sofort, dass es nicht stimmt. Man sieht mir ganz einfach an, zum Beispiel durch meine Kleidung, dass ich aus Deutschland komme. So gesehen gehöre ich also zu keinem Land und keiner Kultur hundertprozentig dazu. Ich bin irgendwo dazwischen, aber ich bin glücklich, so wie es ist.

Obwohl Du in Deutschland lebst, hast Du ja noch viel von deiner Kultur beibehalten. Zur Zeit wird überall über die Einführung eines muslimischen Feiertags diskutiert, um die Integration zu fördern. Was hältst Du davon?

Klar würde ich mich darüber freuen. Aber ich fände es absolut nicht gerecht anderen Kulturen oder Religionen gegenüber, denn die hätten ja das selbe Anrecht. Und ich halte viel von Gerechtigkeit.

Welche Dinge würden denn Deiner Meinung nach die Integration von Türken beziehungsweise von allen Ausländern vorantreiben?

Zuerst einmal müssen Ausländer bereit sein, sich anzupassen. Dieses geschieht mit Hilfe des Erlernens der deutschen Sprache und des gesamten deutschen Systems. Außerdem sollten sie sich nicht abkapseln von den Deutschen. „Anpassen“ heißt für mich aber nicht, seine Kultur komplett aufzugeben.

Deshalb sollte auch die deutsche Regierung offener werden und den Ausländern erlauben, ihre Kultur ausleben zu können, auch in der Berufswelt.

Teilweise wird aber schon viel für die Integration getan, zum Beispiel gibt es auf Hamburg 1 die Sendung „Oriental Night“ über die türkische Kultur.

Trotzdem fehlt natürlich noch einiges, um das Ziel komplett zu erreichen.





Sie tragen dieselbe schwarzrote Haarfarbe, sie umarmen sich innig und bringen sich gegenseitig zum Lachen. Ein schönes Pärchen, denkt man. Doch der Anblick täuscht. Jesper (18) ist schwul und Lara (19) ist lesbisch. Beide besuchen das Bismarck-Gymnasium in Eimsbüttel und planen dort etwas ungewöhnliches: „Lords and Ladies“ – eine AG, um die Schwulen und Lesben an der Schule einander etwas näher zu bringen, gemeinsamen Stolz zu entwickeln und vor allem den Jüngeren bei ihren Problemen und dem so bedeutsamen Coming Out zu helfen. Jesper: „Es gibt schwule Tanzvereine, schwule Schwimmvereine und schwule Curling-Meisterschaften, aber es gibt keine schwulen Schulgruppen. Obwohl dort die Aufklärung am wichtigsten ist.“ Lara fügt hinzu: „Gerade diejenigen, die unsicher sind, müssen herausfinden: ‚Was will ich, wie fühle ich mich?‘. Sie sollen die Möglichkeit haben, darüber zu reden, damit sie sich nicht alleine fühlen.“

„Lords and Ladies“

Mit Herz
und
Humor
gegen
Tränen
und
Tabus

Freihafen: Wie macht ihr eure Anliegen aufmerksam?

Jesper: Zum Beispiel mit dem „Silent Day“. Wir verkaufen Buttons, auf denen steht: „I went silent for a day“. Wer diesen Button trägt, verpflichtet sich dazu, in der Schule einen Tag lang nichts zu sagen. Um Schwulen, Lesben und allgemein unterdrückten Randgruppen, die nicht aussprechen dürfen, was sie wollen, Sympathie und Anteilnahme zu zeigen. Ich musste auch ganz lange verstecken, dass ich schwul bin und habe mich selten getraut, zu sagen, was ich wirklich denke. Lara: In der 8. Klasse haben meine Klassenkameraden über meine beste Freundin und mich behauptet, wir seien lesbisch. Woran ich zu der Zeit aber noch gar nicht gedacht hatte. Trotzdem wurden uns Beine gestellt, wir fielen hin und 30 Leute

lachten sich schlapp und riefen: „Du Scheiß-Lesbe, ich stecke deinen Kopf ins Klo und nach der Schule bist du tot!“ Mit unserer AG möchten wir anderen helfen, die in einer ähnlichen Situation sind. Es wären wesentlich weniger Tränen gewesen und weniger Angst, wenn ich damals jemanden zum Reden gehabt hätte. Und zwar jemanden in meinem Alter.

Jesper: In der Mittelstufe war ich weder einer der coolen HipHopper, noch einer der Mathe-Freaks. Das machte es schwierig, weil alles in Gruppen aufgeteilt war. Und ich stand einfach mittendrin. Ich war meinem Selbsthass hingegeben und wollte nicht akzeptieren, dass ich schwul war. Meine Unsicherheit äußerte sich auch in meinem Umfeld, welches dementsprechend auf mich reagierte. Ich wurde schnell zum Au-

Benseiter und war auch gleich „der Schwule“. Obwohl ich das niemandem erzählt hatte. Und das hat doppelt weh getan. Die wussten etwas, das ich mir selbst nicht eingestehen wollte. Es hätte mir damals sehr geholfen, wenigstens von irgendeinem Mann zu wissen, dass der schwul ist und trotzdem noch lebt.

Lara: Für zehn Tage habe ich es mit einem Mann probiert, weil ich dachte: „Es muss doch irgendwie klappen.“ Hat es aber nicht. Ich war so verliebt in meine jetzige Freundin, dass ich ihr das auch sagen musste. Und dann kam alles weitere. Eltern, Freunde, Schule, überall.

Wie waren die Reaktionen aus eurem Umfeld nach dem Outing?

Jesper: Wenn ich Männern erzählt habe, „ich bin schwul“, dann war der erste Satz: „Ich aber nicht.“ Aber wenn ich jemandem sage, dass ich schwul bin, heißt das doch nicht, dass das ein Liebesgeständnis ist und ich ihn heiraten und für immer mit ihm zusammen sein will.

Lara: Bei mir war es genau anders herum. Die Mädchen haben mir gesagt: „Ja, ich würde ja auch mal ganz gerne... vielleicht bin ich ja auch bi.“ Es kommt darauf an, wie man selbst damit umgeht. Wer selbstbewusst genug ist, den müssen die anderen akzeptieren.

Wie haben eure Eltern reagiert?

Jesper: Leider habe ich es ihnen am Telefon von Japan aus, wo ich ein halbes Jahr lebte, erzählt. Das war nicht schön und sehr viel für meine Mutter. Deshalb habe ich ihr einen langen Brief geschrieben, alles erzählt, was ich bisher verschwiegen hatte. Seitdem habe ich ein viel besseres Verhältnis zu meiner Mutter.

Lara: Meine Mutter meinte: „Das kannst du doch gar nicht wissen, das glaube ich dir nicht.“ Das hat mir sehr weh

getan hat, weil es mich lange Zeit zu viel Überwindung gekostet hatte, den beiden das zu sagen. Es artete dann in einem immer größeren Streit aus und ich bin ausgezogen. Acht Monate lang hatten wir keinen Kontakt. Mittlerweile ist es aber besser geworden. Sie akzeptiert jetzt, dass meine Freundin und ich uns lieben.

Immer mehr Künstler und Politiker bekennen sich mittlerweile zu ihrer Homosexualität. Würdet ihr trotzdem behaupten, dass sie noch immer einer Randgruppe angehören?

Lara: Es wird immer eine Randgruppe bleiben, weil die Minderheit der Bevölkerung homosexuell ist. Es kommt auch darauf an, in welcher Umgebung man sich befindet. Auf dem Land oder in Führungspositionen hat man es sicherlich schwerer. Du bist ja eh schon das Arschloch, wenn du der Chef von irgendjemandem bist. Bist du dann auch noch homosexuell, gibt es immer etwas, wo du verletzbar sein könntest.

Aber warum ist das noch immer eine wunde Stelle?

Jesper: Weil das in unserer Gesellschaft noch immer ein großes Tabuthema ist. In Hamburg wurde erst 1994 der Paragraph, der homosexuelle Handlungen strafbar macht, abgeschafft.

Lara: Und erst Ende der 80er wurde Homosexualität aus der Liste der psychischen Krankheiten gestrichen.

Jesper: Das ist noch nicht genug aufgearbeitet worden. Viele denken bei Schwulen auch sofort an Transvestiten. Ich werde ständig gefragt, ob ich auch Frauenkleider trage. „Das machen Schwule doch.“ Das zeigt, dass ganz viele Menschen überhaupt nicht wissen, was schwul bedeutet. Ich bin nicht anders als irgendein anderer Mensch. Außer, dass ich eben Männer vögeln.

Lara: Aber es ist auch schwach-

sinnig, immer gegen etwas anzukämpfen. In erster Linie will ich leben, so wie ich bin und wie ich mich fühle. Dafür muss ich nicht immer „Frauen müssen mehr Rechte haben“ schreien und total männerfeindlich sein. Ich bin nicht feministisch. Das ist doch schizofren, wenn man selber zu einer Randgruppe gehört und gleichzeitig diskriminierend anderen, zum Beispiel Männern, gegenüber ist.

Welche Klischees über Schwule und Lesben erfüllt ihr schon von vorne herein?

Lara: Ich kann nicht kochen, ich spiele Fußball als einziges Mädchen in einem Jungs-Kurs und mache mir gerne an irgendwelchen Sachen die Hände dreckig. Und ich liebe Autos.

Jesper: Ich hasse Autos und ich hasse Fußball. 22 Männer, die hinter einem Ball herlaufen: Darin sehe ich keinen Sinn.

Lara: In der Grundschule fand ich Mädchen grauenhaft und zickig und lief immer nur mit den Jungs herum. Ich habe mit Autos und Dinosauriern gespielt, Puppen lagen nur in der Ecke. Später fand ich Winona Ryder total sexy. Und – ooooh, ooooh – Natalie Imbruglia!

„Ich bin nicht anders als irgendein anderer Mensch. Außer, dass ich eben Männer vögeln.“

Ich habe mir immer dieses Video angeguckt und sie angeschmachtet...

Jesper: Ich war unsterblich in Nick Carter von den Backstreet Boys verliebt... Und danach in Leonardo DiCaprio. Schon im Kindergarten hatte ich meine ersten „erotischen“ Erfahrungen mit Jungs. Total abstrakt und konfus. Aber im Nachhinein hat das alles für mich einen Sinn ergeben. Schwul wird man nicht, schwul ist man.

Jugend zwischen Wahn und Bewegung

Warum wir einen neuen Generationskonflikt brauchen



Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

„I hope I die before I get old!“ – Was der Brite Roger Daltrey 1965 aus den Lautsprechern schrie, stieß auch hierzulande auf offene Ohren. Die „väterlose Generation“ der 68er bereitete sich gerade auf die erste und letzte Jugendbewegung der BRD vor, traute ohnehin keinem über dreißig und hatte mit dem Song „My Generation“ von Daltrey’s Band ‚The Who‘ nun auch noch den richti-

gen Soundtrack zur Revolte. Heute, 40 Jahre später, klingen Roger Daltrey’s Worte etwas befremdlich. Denn natürlich war ihm das Leben mit Sex, Drogen und goldenen Schallplatten am Ende doch zu lebenswert, um die in „My Generation“ propagierte No-Future-Maxime wahr zu machen. Im März vergangenen Jahres feierte er seinen 60. Geburtstag. Jung fühlen darf er sich aber

auch heute noch. Und das nicht nur, weil weltweit Retrorockbands seinem Sound und Style nacheifern. In unserer alternden Gesellschaft wurde der Lebensabschnitt „Jugend“ längst auf die werberelevante Zielgruppe der 14- bis 49-jährigen ausgedehnt, „Anti-Age“ ist nicht mehr nur ein Slogan der Kosmetikindustrie, sondern Lebensphilosophie. Und wenn 2-Raum-Wohnung-Sängerin Inga Humpe im Interview



mit der Wochenzeitung DIE ZEIT erzählt, sie durchlebe mit 48 Jahren gerade zum 20. mal ihre Pubertät, dann darf man sich fragen, ob lebenslanges Girlietum Verdienst der Frauenbewegung oder Symptom chronischen Hello-Kitty-ismus ist.

Auf der Strecke bleiben bei all dem Jugendwahn schließlich auch diejenigen, die vermeintlich von ihm favorisiert werden.

Denn in der Jugend, das war mal Commonsense, geht es

auch um Rebellion und Identitätsfindung. Aber wie grenzt man sich von Leuten ab, die genauso aussehen, wie man selbst? Welche Jugendkultur ist heute noch ausreichend rebellisch, wenn selbst rappende Pornoregisseure wie Snoop Dogg und vollmundige Frauenverächter wie Sido im Feuilleton besprochen werden?

Wenn man den Trendforschern und Statistikern glauben kann, dann widersetzen wir Jugendlichen uns unseren infantilen Eltern, indem wir uns auf die Werte unserer Großelterngeneration besinnen: Möglichst schnell fertig studieren, Geld verdienen, Karriere machen. Die Liebe fürs Leben finden, heiraten, Haus bauen, Kinder kriegen. Ein bisschen patriotisch sein und klassische Geschlechterrollen befürworten.

„Aufsteigen statt aussteigen“, nannten die Autoren der Shell Jugendstudie das 2002. Und der Poptheoretiker Dierich Diederichsen geht sogar noch

Glaubt man den Wortführern in Presse und Politik, sind wir alle rechtsradikale Protestwähler, aggressive Amokläufer, linksextreme Globalisierungsgegner und verplante Kiffer.

einen Schritt weiter. Im Interview mit der Zeitschrift ‚alert‘ behauptete er: „Es gibt eine Kultur des Altseinwollens unter jungen Leuten. Nichts gegen Johnny Cash, aber die Begeisterung [für ihn] hat etwas mit altseinwollen zu tun. Und das ist ein psychologisches Symptom.“

Erwachsene sind also zu besseren Jugendlichen geworden. Und wir Jugendlichen wehren uns, indem wir zu besseren Erwachsenen werden. Es scheint, die unsterblichste Randgruppe der Gesellschaft ginge langsam aber sicher zu Grunde.

Das solche Thesen nur lustige Denksportübungen meinungsfreudiger Kulturpessimisten sind, wird klar, wenn man sich auf den Straßen und Schulhöfen umschaut. Mit einem knapp 20%igen Anteil an der Gesamtbevölkerung sind die Unter-

20-Jährigen die wohl größte Minderheit Deutschlands. Und im Spannungsfeld diverser Sub- und Jugendkulturen sicherlich auch eine der heterogensten.

rechtsradikale Protestwähler, aggressive Amokläufer, linksextreme Globalisierungsgegner und verplante Kiffer. Und dumm wie Brot, wie die PISA-Studie nun schon zum zweiten Mal bestätigte. Und trotzdem scheinen „die Erwachsenen“,

gerade auch in Hamburg, mit einer Politik, die von KiTa-Kürzungen bis Unigebühren reicht, nicht sonderlich um Nachwuchsförderung bemüht.

Ist es da verwunderlich, wenn man sich als Jugendlicher auf ganzer Ebene missverstanden fühlt? Auch jenseits aller pubertären „Keiner liebt mich“-Paranoia?

Vielleicht ist es deshalb an der Zeit für eine neue Jugendbewegung. Eine Jugendbewegung, raus aus den Kinderzimmern, rein in die Öffentlichkeit. Wieso sollten wir bis morgen warten, nur weil wir die Zukunft sind? Ein neuer, konstruktiver Generationskonflikt könnte helfen, ein paar Dinge gerade zu rücken.

Auf dass die Randgruppe Jugend aufhört den Mund zu halten: „I hope we try before we get old!“

Anzeige

Die Jagd auf einen Menschen

Roman

von **Svend Åge Madsen**

Hartz 10:

Neue Jobs + Chancen!

Für Jäger + Gejagte!

Deine Buchhandlung behauptet: Dieses Buch gibt es nicht mehr. Du weißt es besser. ISBN 3-933616-00-X bestell Deine Buchhandlung beim Peter Panter Buchladen. www.peter-panter.de

Muss man gelesen haben. Nur € 9,90 / Originalausgabe. www.freistern.de





Fit wie ein Turnschuh?

„Pack den Gehwagen ein, wir gehen Joggen“ - Wie fit sind Deutschlands Senioren?

Später geht's wieder zurück in die Wohnung, mit Notrufanlage, man weiß ja nie. Im Gebäude nebenan ist der Straßenlärm schon nicht mehr zu hören, das Foyer liegt noch ganz verlassen da. Nur einige Pfleger in Weiß eilen in Richtung Fahrstuhl. Ziel: Pflegestation, erster Stock.

Ein paar freudige „Guten Morgen!“- Rufe des Personals hallen vom Flur hinüber, ansonsten ist es still. Die Handvoll Bewohner im Gemeinschaftsraum sind nicht so gesprächig. Eine alte Frau wird hereingefahren, sie hält zwei Puppen fest umschlungen und gibt quengelnde Töne von sich. „Ja, sie sind die Beste, ich sag es immer wieder“, redet ihr Fabian Waller, seit bald einem Jahr Altenpfleger in der ‚Parkresidenz Alstertal‘, gut zu und hievt sie vom Rollstuhl in ihren Stammsessel. Dort, etwas abseits von den Anderen, mümmelt sie dann ihr Wurstbrot, nippt ab und zu am Tee und poliert ihrer Puppe das Gesicht. „Die macht auch immer so komische Laute“, sagt eine Mitbewohnerin tadelnd. „Tut immer so, als ginge es ihr am schlechtesten.“

Gesundheitlich steht hier wohl keiner mehr oben auf dem Siebertreppchen, sei es nur körperlich oder auch geistig - die Stufe aber ist individuell verschieden. Einige seien noch in der Lage, Dreisatz - Aufgaben im Kopf auszurechnen, erzählt Felicitas Franke, seit fünf Jahren als Pflegerin angestellt. Andere seien glücklich, stundenlang

Servietten zu falten, in der Gewissheit, gebraucht zu werden. Eine Etage tiefer, in der Station für schwere Demenz, gibt es Multiple Sklerose - Kranke, die auf nichts außer Körperkontakt reagieren: „Das entlockt ihnen noch ein Lächeln.“ Fernsehen, Radio oder Worte nehmen sie nicht mehr wahr.

Der Gemeinschaftsraum im ersten Stock hat sich inzwischen gefüllt, die schwache Herbstsonne scheint durch die Fensterfront. Aber auch über das Wetter wird nicht geredet. Schick sehen einige Damen aus, in glänzenden Blusen, eine trägt eine lange Perlenkette um den Hals. Das kleine Ereignis ist der tägliche Besuch des Beschäftigungstherapeuten Frank Krüger. Was allerdings nicht heißt, dass die Alten stets willig sind, an seinen Aktivitäten teilzunehmen.

Diplomatie und gutes Zureden sind da gefragt, gezwungen wird nie.

Den Anfang der Stunde macht das Hamburger Abendblatt - dessen Bilder mittlerweile auch von Ferne gut zu erkennen sind - mit den Schlagzeilen des Tages. Krügers Erläuterung, wie Griechenland die EU sprichwörtlich übers Ohr gehauen hat, löst empörtes Gemurmel aus. Die Kürbis-Kür zur Arzneipflanze des Jahres entlockt einigen Damen sogar ein Kommentar: „Aha, das is ja interessant.“

Eine Frau in der Runde zeigt dagegen keine Reaktion. „Können Sie hören, Frau Klein?“ Nach einiger Zeit ist ein heise-

Quietschend hält der alte Fiat an der Ampel. Der junge Mann am Steuer schaut genervt: Mensch, können die denn nicht schneller gehen? Das Rentnerpärchen lässt sich Zeit. Die Einkaufsstützen sind auch nicht mehr so leicht, wie sie mal waren, aber das wird ihnen das tägliche Frühshoppen nicht vermiesen.

Im Alstertal - Einkaufszentrum finden sich zu dieser morgendlichen Stunde viele ihrer Generation.

Da heißt es flanieren wie früher auf der Strandpromenade, oder auf einer Bank neben dem plätschernden Springbrunnen neueste Geschichten austauschen.

res "Schlecht." zu vernehmen. Im selben Moment ertönt von Abseits ein ebenso heiseres "Hallooh". Die Dame mit den Puppen wünscht ebenfalls Beachtung.

Dass sie gerade diese Beachtung, im Fachbegriff auch "psychosoziale Betreuung", bekommt, ist keineswegs selbstverständlich: In Deutschland herrscht ein chronischer Mangel an Ergotherapeuten und Altenpflegern. In der Hauptstadt betrug die Vermittlungsquote letzterer fast 100%.

Trotzdem sind die meisten staatlichen Pflegeheime personaltechnisch längst nicht so gut ausgestat-

tet wie die privat finanzierte 'Parkresidenz'. Und gerade private Einrichtungen können sich viele alte Menschen nicht leisten. Ob sich das mit dem bevorstehenden Verkauf der staatlichen Heime ändert, bleibt eine vage Spekulation.

Meist wird auf bloße Kenntnisse aus der Krankenpflege zurückgegriffen, die aber herzlich wenig mit Förderung der Selbstständigkeit, besonders in mentaler Hinsicht, zu tun haben.

Dazu gehört zum Beispiel das Verstehen von Witzen: Frank Krüger holt viele kleine Schnip sel aus einem Briefumschlag und liest laut und überartikuliert vor. Die Lacher sind spärlich. Eifriger geht es schon zu, als alte Sprichwörter ergänzt werden müssen. Wie in der Schule wird jeder einmal drangenommen. Allerdings geht es ungleich braver und geduldiger zu. Da die Übungen oft wiederholt werden, kennt jeder die Antworten - das motiviert, mitzumachen. "Neunzig Prozent ist Gedächtnistraining", so Krüger. Ob nun in Form von europäischen Hauptstädten ("Sagen Sie mal Moskau.") oder alten Liedern oder Gedichten, die diese Generation - im Gegensatz zu uns - noch auswendig lernen musste.

Von selbst erzählen die Alten nur, wenn nach ihrer Vergan-

genheit gefragt wird. Da kommen Geschichten von Krieg und von Hunger, von Flucht und von toten Ehemännern.

Die Damen und Herren hier seien ja noch die Kriegsgeneration, sagt Frank Krüger, die habe "aus Scheiße Bonbons gemacht". Und das ist ihnen wohl auch noch lebhaft in Erinnerung.

"Warum lohnt es sich, alt zu werden?" steht auf einer Karteikarte. "Es gibt so viel zu erleben", sagt Frau Henze mit einem Läch-

Werden wir mit 90 noch vor Energie strotzen?

cheln. "Ich hab vier Töchter, das macht viel aus, nich."

Tatsächlich werden noch über ¾ der zwei Millionen Pflegebedürftigen im Land von der Familie betreut. Deren Ausrüstung und vor allem Fachkenntnisse sind aber sehr begrenzt. Im Übrigen gibt es nicht einmal einen konkreten Forschungsbereich, der die "Pflege alter Menschen" beinhaltet. Der aber wäre, gerade in Deutschland, höchst angebracht: 2035 werden wir das älteste Volk der Welt sein. Und die Pflegekassen in ein paar Jahren leer. Doch bis die Bundesregierung sich durch das bürokratische Dickicht zu einer Entscheidung vorgekämpft hat, mag es bereits zu spät sein.

Vielleicht muss die heutige Jugend bis zum 70. Lebensjahr arbeiten? Eigentlich sei 70 ja noch kein Alter, meint Frank Krüger, nachdem die letzten Takte von "In Hamburg sagt man Tschüß" verklungen sind. "Einige aus dem anliegenden Apartmentbereich sind mit neunzig immer noch selbstständig."

Leider kann ein einziger, unglücklicher Sturz für eine Vielzahl alter Menschen schon den Umzug ins Pflegeheim bedeuten: Erschreckende 80% sind danach dauerhaft auf fremde Hilfe angewiesen. Neben der körperlichen Rehabilitation findet auch

Beschäftigungstherapie zunehmend Anklang - Fitnessstraining für den Geist, sozusagen.

Das Wichtigste ist aber der Wille, findet Meta Müller, 86, aus Bramfeld. Bei einem Gläschen Sekt und Salzstangen erzählt sie gerne ihre Geschichte: Seit 52 Jahren lebt sie in ihrem Häuschen, geht jeden Morgen zwei Stunden spazieren, schreibt Gedichte und ist "immer irgendwie im Gange".

Noch bis vor sechs Jahren besuchte sie regelmäßig Gymnastikkurse beim Roten Kreuz. Zum Beweis springt sie plötzlich auf und vollführt die "Hampelmann" - Übung,

die ja schon manchem Zehnjährigen im 'American-Size-Format' schwerfiel. Was sie von diesen Kindern halte, die ihren Tag vor dem einen oder anderen Bildschirm verbringen? "Nee, da wird man nix. Kinder müssen Bewegung haben!"

Aber Respekt hätten sie ja genauso wenig. Einmal plärrte ein Haufen kleiner Jungen "Olle Oma!", während sie mit ihren frisch von Mami und Papi erbettelten Supersoakern auf die alte Dame einspritzten. Da kann man wohl verstehen, dass sie ihnen "am liebsten einen in die Schnauze" gegeben hätte. Klar, sie habe auch mal Klingelstreich gemacht. Und wegen ihres Bubikopf - Haarschnitts habe ihr Vater sie drei Tage lang nicht angeguckt. Aber so was...? Zum Leben und Altwerden gehöre auch die Achtung vor den Mitmenschen, wenn man sie sich selber wünsche.

Wichtig sei für sie das Gefühl, in die Gesellschaft zu passen, aktiv zu bleiben. Damit ist sie praktisch ihr eigener Beschäftigungstherapeut. Das Leben in einem Altenheim könne sie sich ohnehin nicht vorstellen. Ihre Mutter wurde damals einfach direkt vom Krankenhaus ins Altenheim geschickt, wo sie mit acht anderen in einem Raum lag und selbst eine Tageszeitung ihr verwehrt blieb. Als sie

schließlich im Sterben lag, rief man ihre Tochter, die von der grimmigen Krankenschwester mit "Was machen Sie denn hier?" begrüßt wurde. Das war vor 25 Jahren. Nicht allzu lange davor war das Bild der Großfamilie unter einem Dach noch Normalfall. Heute ist eben diese meist in alle Himmelsrichtungen verstreut. Diese Art "Familienglobalisierung" lässt die Alten oft auf sich allein gestellt, was 'Betreutes Wohnen' und Co. auf Dauer unverzichtbar macht. Vor allem, wenn wir als Greisengeneration in ein paar Dekaden Deutschland bevölkern. Werden wir mit 90 noch vor Energie strotzen? Oder aufgrund fehlender Renten apathisch aus einer Dachbodenlücke starren?

Da heißt es abwarten, Tee trinken und optimistisch denken.

Wie Meta Müller es so schön zu Papier brachte:

"oh, schaut noch um euch und verweile, noch bietet's Schönes, nicht Schlechtes nur!..."



Hütet euch vor der Unzucht!

Die neue amerikanische Keuschheit

Anne Spies
 annespies@freihafen.org

„Wie können wir unseren Kindern helfen, mit der Versuchung Sex umzugehen? Auch wenn ihnen dieses Thema unangenehm ist, lesen sie trotzdem weiter für das Wohlergehen junger Menschen, die Sie kennen und lieben... Und so sehr wir glauben möchten, dass christlich geprägte Teenager immun gegen Sex sind, die Realität lehrt uns, dass einige mehr Unterstützung von gläubigen Erwachsenen wie uns bedürfen.“

Für \$ 4.95 steht diese Ausgabe der Current Issues Bible Studies zum Download zur Verfügung. Natürlich inklusive Bibelzitate und der Genehmigung, bis zu 1000 Kopien für die eigene Kirchengemeinde anzufertigen, um noch viel mehr arme, verblendete Teenies zu retten.

Die sogenannte „Abstinence-Only Sex Education“ ist nach Bush's Amtsantritt wieder stark im Trend. Verklemmtheit hat in den USA in konservativen Kreisen schließlich eine lange Tradition. Schon 1981 wurde der „Adolescent Family Life Act“ verabschiedet. Von nun an wurden entsprechende Keuschheitsprojekte finanziell unterstützt. Die Begeisterung von Kirchen und religiösen Konservativen war kaum zu bremsen und die Dollars flossen. Zwölf Jahre später untersagte der Oberste Gerichtshof den Projekten die direkte Verknüpfung mit Religion. Aber da war es schon zu spät. Einige der größten Gelderverwerter wie „Sex Respect“ und „Teen Aid“ machten mit ihren Bildungsidealen schon dicke Geschäfte.

Eine wachsende Schar dubioser Vereine, Allianzen und Institute schlugen passendes Material gegen gute Dollars feil: aufrüttelnde Plakate, Broschüren, sogar Spezialunterwäsche mit der aufgedruckten Botschaft, dass Sex bis zur Heirat warten muss. 1996 schlug der Kongress erneut zu und gründete einen eigenen Fond für Abstinence Only, der jährlich \$135 Mio. ausschüttet. Jetzt hat das weiße Haus sogar vorgeschlagen, diesen Betrag bis 2005

auf körperliche und psychische Gesundheit, auf die ungewollt entstehenden Kinder, deren Eltern und die Gesellschaft haben“, so die Befürworter.

Absstinence - Only ist der Siegeszug der Kirchen und Erzkonservativen. Schulen versperren den Schülern jeglichen Zugang zu Informationen über Sex und Gesundheit. In einer Schule in North Carolina beispielsweise wurden die Seiten zu diesem Thema einfach aus dem Lehr-

ereilte eine Lehrerin in Florida. Sie hatte ein Aids-Aufklärungs-Video gezeigt.

Das staatlich geförderte Abstinence Clearinghouse, bis nach Afrika aktiv, verteilt »Good girl« - Karten. Verschiedene Organisationen und Vereine veranstalten massenhafte Keuschheitsgelände oder fördern abendliche Runden im Familienkreis, wo Jugendliche »vor Gott« schwören, abstinent zu bleiben und jedes »riskante Verhalten« zu meiden, weil es sie »auf den Pfad der Verwirrung und Isolation führen könnte«. Über 3,5 Millionen US-Teenager sollen einen solchen Schwur angeblich bereits abgelegt haben. Geradezu obsessiv bekämpfen viele dieser Vereine das Kondom. Scott & White, Hersteller der viel genutzten Unterrichtseinheit Worth the wait, ermutigt die Lehrer, mit Stückchen von Gummihandschuhen, Plastiktüten und Kondomen zu hantieren, um den Schülern anschaulich zu zeigen, dass Kondome aus dünnstem Plastik sind und leicht reißen können.

Die Wirkung ist jedoch mehr als fraglich. Die USA belegen im Hinblick auf Teen-Schwangerschaften in Industrienationen Platz Eins. Die Rate ist doppelt so hoch wie in Kanada, England oder Schweden, zehn Mal so hoch wie in den Niederlanden. Amerikanische Jugendliche infizieren sich weit häufiger mit HIV, als jede andere demographische Gruppe. Studien beweisen außerdem: Aufgeklärte Kinder neigen weder häufiger noch früher zu sexueller Aktivität, sie sind lediglich weniger gefährdet.

Freie Meinungsäußerung über Sexualität, egal in welcher Form, ist untersagt. Homosexualität, Masturbation, Abtreibung und Empfängnisverhütung werden öffentlich verurteilt. In Belton, Missouri wurde eine Lehrerin der siebten Klasse suspendiert, weil sie die Frage eines Schülers betreffend Oral Sex beantwortet hatte. Das gleiche Schicksal



noch einmal zu verdoppeln. Schätzungsweise 700 Keuschheitsprogramme gibt es mittlerweile im Land, an gut einem Drittel aller Highschools wird die Jugend bereits ausschließlich in Enthaltensamkeit unterwiesen. 15% der amerikanischen Bevölkerung findet das laut einer Umfrage auch ganz in Ordnung. Keuschheit haben nicht nur Vorteile für die soziale und physische Gesundheit, sondern sei auch der einzige Weg um uneheliche Kinder und sexuell übertragbare Krankheiten zu vermeiden. „Sex außerhalb der Ehe kann fatale Auswirkungen

Die Rovelution

Wer kennt eigentlich Karl Rove?

Der "genius boy", wie George W. Bush ihn nennt, erregt hierzulande eher selten die Aufmerksamkeit der Presse. Er steht eher im Hintergrund, nicht auf den Titelblättern der Zeitungen. Das aber schmälert seinen Einfluss keineswegs: Bis vor kurzem hieß sein Posten „politischer Berater“ des Präsidenten, doch dass er mehr als eine bloße Ratgeber-Funktion einnahm, bestritt keiner. Nun wurde er zum Vizestabschef befördert, ein Posten, der schon eher seine starke Einbindung in die Regierungsprozesse rechtfertigt. In seiner Siegesrede am 2. November sagte Bush lächelnd: "Und ich danke dem Architekten."

Karl Rove, 53, ist dieser Architekt, der seine politische Karriere konstruierte. Er plante sie bis ins kleinste Detail. Seit fast 30 Jahren ist er nun an Bushs Seite, damals schickte ihn dessen Vater nach Texas: Offiziell als Leiter seines politischen Komitees. Inoffiziell wohl eher, um die regelmäßigen Ausschweifungen des Sohnes im Auge zu behalten.

Später schwärmte Rove, was für eine Ausstrahlung dieser doch habe, besonders in Fliegerjacke und Cowboystiefeln - "wow". Dafür beschäftigte sich der junge George W. aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht allzu intensiv mit Politik.

Schon während er sich in der Highschool mehr oder minder einen faulen Lenz machte, bestritt der junge Karl in Salt Lake City Schulwahlkampf in Anzug und Krawatte. Das machte ihn nicht gerade beliebt; sie nannten ihn "nerd", einen Freak.

Als er neunzehn war, verließ sein Vater die Familie. Onkel und Tante eröffneten ihm kurze Zeit darauf, dass dieser gar nicht sein leiblicher war.

An einen höheren Abschluss war nicht mehr zu denken, aber das

minderte sein politisches Engagement keinesfalls. Ein paar Monate später, im Herbst 1970, spazierte er in das Wahlkampfbüro des demokratischen Lokalpolitikers Alan Dixon (Illinois), klatzte Briefköpfe und verteilte 1000 Einladungen in verruchten Kneipen und Suppenküchen des Rotlichtviertels: "free beer, free food, girls and a good time for nothing".

Tagsdrauf versammelte sich eine Horde Penner und Prostituierte vor Dixons Büro. Der aber hatte weder Mädchen noch kulinarische Augenweiden anzubieten. Unangenehm. Allerdings verschmerzbar, weil die Aktion seinem Wahlsieg keinen Abbruch tat.

Im Wahlkampf Bush – Richards um den Senatorposten in Texas, 24 Jahre später, wurden per Telefon dubiose Umfragen in Wählerhaushalten durchgeführt: "Wäre es für Sie wahrscheinlicher oder eher unwahrscheinlicher, für Governor Anne Richards zu stimmen, wenn Sie wüssten, dass ihr Team von Lesben dominiert ist?" Direkt nachweisbar war natürlich nichts – George Shipley jedoch, Wahlkampfberater der Demokaten, war sich sicher, wer dahinter steckte.

1999 überredete der damalige Senator Bush seinen Freund Karl, ihn bei seiner Präsidentschaftskampagne zu unterstützen.

Der "boy genius" weiß Wirkungen abzuschätzen; er wusste auch, dass ein reicher Playboy bei den Wählern nicht punkten kann. Eher ein lockerer texanischer Cowboy, ein Volksnaher, der nette Typ von nebenan, der in einfachen Sätzen spricht.

Damit könnte man sagen: Bush ist für äußeres, Rove für inneres zuständig. Eine perfekte politische Symbiose also.

Lou Dubose, ein texanischer Journalist und Rove's Biograf, räumte diesem eine "enorme Machtposition" ein: er beeinflusst und

koordiniert, nicht selten fällt er wohl sogar die Entscheidungen des Präsidenten. John Delulio, ein ehemaliger Präsidenten-Berater, schrieb 2001 in einer E-mail an einen Journalisten, kaum eine Entscheidung falle ohne "Karl's OK". Egal, um was es ginge.

Die amerikanische Webzeitung "Counterpunch" veröffentlichte 2002 gar einen Artikel eines Washingtoner Journalisten namens Wayne Madsen, der mit dem Satz beginnt: "Er ist Amerika's Joseph Goebbels."

Auf schriftliche Anfrage nach seinem aktuellen Standpunkt antwortete er kurz und knapp: "Bush ist eine Marionette. Ich bin überzeugt, dass Cheney, Rove und Rumsfeld die Befehle erteilen."

Vor der Wahl im November ließ Rove die benötigte Stimmzahl haarklein ausrechnen, woraufhin seine übers Land verteilten Helfer loszogen und ihm genau seine Voraussage, nämlich 51 %, brachten.

Der Präsident hatte gut Lachen: 150 Millionen Dollar in der Wahlkampfbox und die, wahrscheinlich ebenfalls von Rove initiierte, Besinnung auf moralische Werte ebneten ihm den Weg zum Siegerpodest.

Die vorausschauende Idee, die

Stimmzettel um ein Kreuzchen bezüglich der Homo-Ehe zu erweitern, perfektionierte die konservative Strategie. Politik, Wirtschaft und langfristige Ziele spielten zum ersten Mal wieder die weitaus kleinere Rolle neben den tief moralischen Fragen nach Sex vor der Ehe und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften.

Der SPIEGEL nannte es den "Siegeszug der Puritaner", und man kann davon ausgehen, dass der "genius" Karl Rove ihn (mit) angeführt hat. Zunehmend entfacht



er selbst aber auch das Interesse der Amerikaner. Unzählige Websites gibt es bereits; darunter, neben ernstem Material, etwa auch "www.ilovekarlrove.com": Provozierend zusammengekleisterte Bilder auf knallpinkem Hintergrund ziehen durch den Kakao, was irgendwie gezogen werden kann. Und der Film "Bush's Brain", vielleicht in Anlehnung an Michael Moores "Fahrenheit 9/11", hat anscheinend etliche bissige Kritikpunkte zu bieten. Auf den Filmfestspielen im Mai in Cannes vorgestellt, zeigte die internationale Filmindustrie jedoch eher die kalte Schulter. Sie verstanden Rove's Wichtigkeit nicht, so Michael Shoob, Co-Direktor des Werkes.

"Die dachten, das europäische Publikum wäre nicht interessiert an einem Film über Bushs Berater."

Nach den Wahlen habe sich das allerdings geändert – der Verkauf nach Deutschland ist so gut wie sicher. Verpuppen kann sich "W.'s" langjähriger Stratege und treuer Freund dann erst recht nicht mehr, auch nicht vor der Öffentlichkeit im Ausland, die bis jetzt immer reges Interesse an Bush-Kritik im Leinwandformat zeigte.

Vielleicht ist es nur eine Frage der Zeit, bis auch der deutsche durchschnittlich Politikinteressierte bei der Erwähnung des Namens "Rove" weiß, wer gemeint ist.

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org

Seit fast 30 Jahren ist er nun an Bushs Seite.

Der Mann muss ran

Zoff im Schlafzimmer: Verhütung bald Männersache?

Sarah Benecke
sarah@freihafen.org

Wer nimmt denn nun die nervige Pille – er oder sie? Ein knallhartes Argument: Frau stellt sich seit geschlagenen vierzig Jahren Tag für Tag den Wecker; jetzt muss Mann auch mal ran. Seit gut 20 Jahren hat es immer wieder Versuche gegeben, die "Pille für den Mann" zu entwickeln, doch alle schlugen bis jetzt fehl.

Anfang 2000 berichtete 3sat auf seiner Internetseite von neuen Forschungsergebnissen aus Großbritannien: Bei Mäusen wurde ein bestimmter Rezeptor entdeckt, der die Kontraktionen des Samenleiters reguliert. Ein Wirkstoff, der diese Regulation beeinflusst, könnte verhindern, dass die Spermien hinausbe-

reich über sich ergehen ließ.

Und so funktioniert es:

Ähnlich der Frauen - Pille sorgt ein Hormon-Cocktail aus Androgenen und Gestagenen (männl./weibl. Geschlechtshormone) dafür, das Spermien nur in sehr geringer Menge produziert werden. Gleichzeitig stoppt er aber die Bildung von Testosteron, demnach muss Mann das männliche Sexualhormon jeden Monat in den Muskel gespritzt kriegen.

Wer bei dem Anblick einer Spritze in Ohnmacht fällt, hat wohl keine Chance – schluckt man es einfach, würde es schon von der Leber abgebaut.

Nach drei Monaten pünktlicher Einnahme weiß der Mutige, wie sich Frauen fühlen – und ist vor-

übergehend unfruchtbar; solange dauert die "biologische Verfallsdauer" eines Spermiums, auch wenn es sich anhört, wie eine Dosen-Aufschrift.

Um die Panik abzuflauen: Es gibt bereits Nachweise, dass die männliche Potenz nicht darunter leidet. Die Pille sollte ursprünglich dieses Jahr auf den Markt kommen – das Einzige, was jedoch abgeschlossen sein wird, ist die dazugehörige Studie. Ergebnisse gibt es erst 2006. Professor Günter Stock, Mitglied

der Schering-Kommission für Forschung, sagte der "Ärzte Zeitung" noch im Dezember letzten Jahres, dass bis zur Marktreife noch gut drei Jahre ins Land gehen dürften.

Der Pharmakonzern Schering ist ebenfalls "hoffnungsfroh", was eine nicht-hormonelle Verhütungsmethode betrifft, berichtete der SPIEGEL vor

wenigen Monaten. Schon seit 50 Jahren ist bekannt, dass die allerletzte Phase der Samenzellen-Reifung erst im Eileiter der Frau stattfindet. Erst ein bestimmter Aktivierungsprozess ermöglicht den Spermien, bei Kontakt mit der Eizelle ihre Kappe abzuwerfen. Das setzt Enzyme frei, die ein Loch in die Zellwand bohren. Die Fahndung läuft also nach einer chemischen Substanz, die diesen letzten Reifungsprozess blockiert. Interessant daran ist, dass sie sowohl bei Männern als auch bei Frauen angewendet werden könnte.

Durch Zufall stießen Forscher vor zwei Jahren auf eine Substanz, die bei Versuchsmäusen die Spermien stark deformierte. Sie hatten den Schwanz um den Kopf gewickelt oder die Kappe war verformt – mit anderen Worten, sie waren etwa so aktiv wie ein Toastbrot. Wurde die Substanz abgesetzt, entwickelten sich die Spermien wieder normal. Aber auch diese Methode ist noch nicht mehr als eine Idee.

Zugegeben: Eine weibliche Eizelle im Monat ist sicherlich leichter unter Kontrolle zu halten, als die tausend Spermien, die der Mann pro Minute produziert. Dazu kommt noch, dass diese keineswegs sauberlich in reife und unreife aufgeteilt sind, sondern ein undurchschaubares Gemenge bilden – deswegen bei jeglichem Präparat die Anlaufzeit von drei Monaten, bis auch wirklich alle infertil sind.

Ob die "Pille für den Mann" bereits in ein paar Jahren in den Regalen der Apotheken liegt, ist demnach immer noch fraglich. So lange heißt es wohl noch Frau muss ran.



Wird die Pille zur Männersache?

fördert werden: Mäuse, denen dieses Rezeptor-Protein fehlte, waren praktisch unfruchtbar. Allerdings wurden die Mäuse-Damen bei Langzeitstudien doch in 13 % der Fälle trächtig.

Kaum ein Jahr später: Neuer Bericht, neues Konzept. Keine genetische Methode, eine regelrechte Hormonbombe war es, die der erste Proband aus Öster-

Warum die Tage kürzer werden

Unsere Tage werden künftig etwas kürzer sein, als sie es bisher waren. Seit dem 26. Dezember 2004 fehlen uns pro Tag etwa drei Mikrosekunden, also drei Millionstel Sekunden. Der Grund dafür ist die Verschiebung der Erdachse um mehrere Zentimeter.

Das Seebeben im Indischen Ozean hat nicht nur Auswirkungen auf die betroffenen Regionen und Menschen, sondern auf die gesamte Erde. Dies zeigen erste Resultate der Auswertung von Daten aus einem globalen GPS-Vermessungsnetz durch das Astronomische Institut der Universität Bern.

Demnach hat sich die Erdachse um acht Zentimeter von ihrer Sollposition verschoben.

Vorerst seien keinen negativen Auswirkungen auf die Erdrotation festzustellen, heißt es aus Bern.

Dennoch, von der NASA kam dann die Information: Die Erde dreht sich schneller. Mit dieser schnelleren Erdrotation kommt

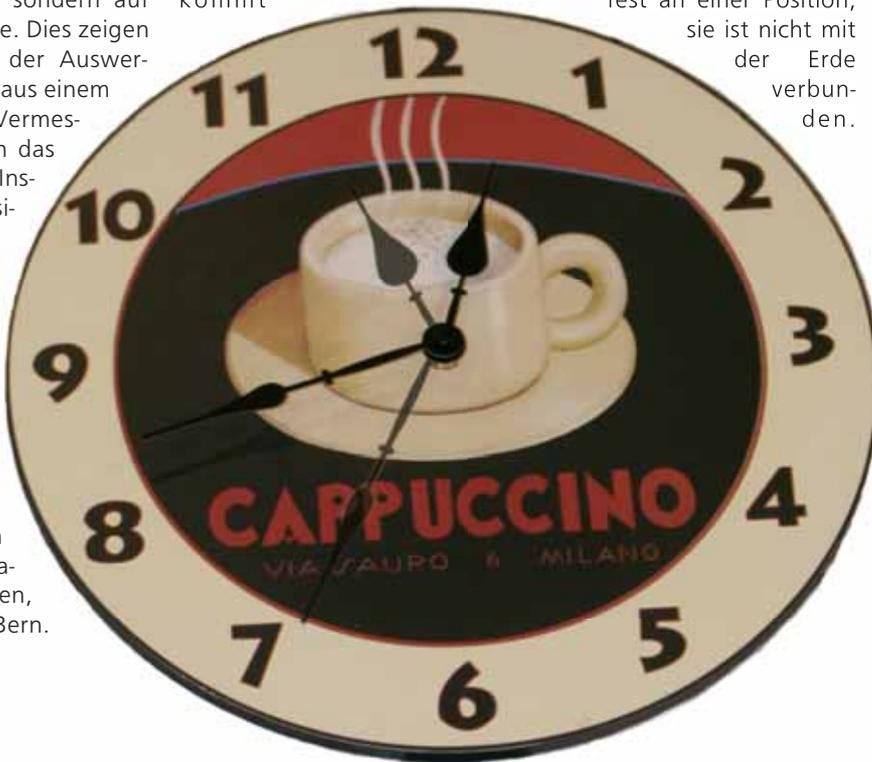
die logische Konsequenz kürzerer Tage einher.

Anders, als es zu vermuten wäre, sitzt die Erdachse nicht fest an einer Position, sie ist nicht mit der Erde verbunden.

Durch die Verlagerung der Massen innerhalb der Erde sowie der Verlagerung der Masse in den Ozeanen und der Atmosphäre, verlagert sich auch zugleich die Erdachse. Diese Verlagerung ist beispielsweise am Nord- und Südpol zu sehen, welche sich täglich um bis zu zehn Zentimeter, innerhalb eines Umkreises mit einem Durchmesser von etwa 15 Metern, verschieben.

Die Position der Erdachse und die Rotationsgeschwindigkeit der Erde werden durch den Internationalen Erdrotationsdienst (IERS) vorhergesagt und unter anderem mit auf der ganzen Erde verteilter GPS-Messstationen millimetergenau vermessen.

Maurice Renck
maurice@freihafen.org



Wusstest du, dass...

... eine Kakerlake 9 Tage ohne Kopf überleben kann, bevor sie verhungert?

... es unmöglich ist, den eigenen Ellenbogen zu lecken? (von anatomischen „Abnormalitäten“ und überlangen Zungen einmal abgesehen)

... es auf der Hautoberfläche eines Menschen mehr Lebewesen gibt, als Menschen auf der Erdoberfläche?

... über 75% aller Menschen, die dies hier lesen, versuchen werden, ihren Ellenbogen zu lecken? Es geht wirklich nicht!



Sophie, Jana, Lisa
sophie@freihafen.org

„Instinktiv Losbollern“

Die Weltbühne am Nobistor feiert ihren ersten Geburtstag. FREIHAFEN sprach mit dem Clubbetreiber Tino Hanekamp über Vielfalt, Unerschrockenheit und Bier.



Rot, verrückt, gemütlich. Kuscheliges Licht, 20er Jahre Leder-Sofas und imposante Kronleuchter treffen auf abgerissene Puppenköpfe an goldenen Säulen. Wer es einmal die - im betrunkenen Zustand schon mal lebensgefährliche - stillgelegte Rolltreppe hinauf geschafft und in einem der Separées Platz genommen hat, will nicht mehr weg. Gleiches Ergebnis entsteht beim Entfalten der zahlreichen Zappel- und Wiegemöglichkeiten auf der überschaubaren Tanzfläche oder beim Plausch mit dem überaus netten und schnellen Tresenpersonal. Der Club mit der kleinen publikumsnahen Bühne birgt unerschöpfliche Möglichkeiten für die eine oder andere Wundertütenüberraschung. Konzerte, Partys, Tanzkurse, Kino, Theater oder Lesungen; von laut bis leise, von heiß bis cool. Seit dem ersten März 2004 gibt es diese Bereicherung in der expandierenden Clubwunderlandschaft des Ex-Kaufhausgebäudes am Nobistor. Nach Phonodrome, Echochamber und Click folgt die Weltbühne. Zusammen mit Alvaro Pina hat Tino Hanekamp sich diesen Traum erfüllt.

Lina Brion
lina@freihafen.org



Welches Programm erwartet einen in der Weltbühne?

Die Idee der Weltbühne ist es, kein definierbares Programm zu haben. Denn das war ja genau das, was uns an den meisten anderen Clubs immer so angeödet hat – dass man da immer genau wusste, was man kriegt. Wir haben einen Anspruch: Qualität bieten. Und die Qualität bestimmen natürlich wir. Wir sagen, das finden wir gut und das finden wir nicht gut. Wir möchten viele Dinge zusammen bringen. Denn Musik besteht nicht nur aus einem Genre und es ist ja alles so irre spannend. Also, alles rein hier, was gut ist.

Was für ein Publikum spricht ihr an?

Das Idealbild eines Abends ist so: Ein Punk, eine Transe, ein 50-jähriger Jazzer, ein Indie-Rocker und ein Abiturient sitzen zusammen am Tresen. So ist es aber nicht. Wir verorten uns schon in der sogenannten Sub-Kultur-, Indie-Szene. Das passiert ganz automatisch. Der Mainstream langweilt uns. Es gibt natürlich auch Veranstaltungen, zu denen andere Leute kommen. Wenn wir HipHop haben, dann kommen HipHopper. Und neulich beim ComedySalon waren plötzlich 60-jährige Omas da, die sonst ins Schmidts-Tivoli gehen. Auch gut.

Weshalb der Name Weltbühne? Steht der auch schon für Weltoffenheit, ein offenes Programm?

Ja, das kann man da reinpacken. Das ist das Schöne an dem Namen, dass der so offen ist und

nicht festlegt. Tucholsky hat in der Weimarer Republik für die „Weltbühne“ geschrieben, das war die damals wichtigste und auf eine Weise auch einzige oppositionelle Zeitschrift. Und da dachte ich: Weltbühne klingt gut und sagt das aus, was man sagen will.

Ist der Name vielleicht auch ein bisschen ironisch gemeint? Bei „Weltbühne“ denk man sofort an so etwas Riesiges. Und diese Weltbühne ist eher wie ein kleiner Wohnzimmer-Club.

Genau. Deshalb fanden wir den auch super, den Namen. Ich habe mich totgelacht, als ich den zum ersten Mal mit unserem Club in Verbindung gebracht habe. Weil der ja so ein zusammengestückeltes Wohnzimmer ist, von zwei Deppen, die keine Ahnung haben. Und dann aber so schön auf dicke Hose: Weltbühne.

Habt ihr schon lange davon geträumt, eine Bar aufzumachen?

Im Hinterkopf hat man das ja immer mal. Ich gehe ja auch, seitdem ich 15 bin, ständig aus. Ende letzten Jahres habe ich dann ein Buch gelesen, das von Hamburger Bars handelt: „Läden, Schuppen und Kaschemmen“. Das gab noch mal den Ausschlag, denn ich dachte: Mann, geil, das muss ja echt irre gewesen sein, was es damals so gab. Warum gibt's das nicht mehr? Sachen, die passieren und spannende neue Läden... Dann habe ich einen Freund, Alvaro, gefragt: Was machen

wir denn jetzt, machen wir unseren eigenen Club auf? Wie man das halt mal so sagt. Und ein paar Tage später haben wir uns mit dem Phonodrome-Chef getroffen und alles war klar. Das war eine Hoppla-Aktion.

Gibt es Charakterparallelen zwischen dir und der Weltbühne?

Das weiß ich nicht. Man macht das instinktiv. Man macht natürlich den Club, den man selber gerne sehen würde.

Gab es Leute, die nicht geglaubt haben, dass aus der Weltbühne etwas Gutes wird?

Auf so etwas hört man nicht, generell nicht. So was ist mir scheißegal. Ich wusste natürlich nicht ob es klappt oder nicht. Das war ein Experiment. Und was kann schon passieren? Im schlimmsten Fall endet alles im Chaos. Und im allerschlimmsten Fall stehen wir beide mit je zehntausend Euro Schulden da. Die kriegt man auch wieder weg.

Also, alles locker sehen...

Ja. Sich selbst nicht mehr unter Druck setzen als nötig. Denn dann hört es ja sofort auf, Spaß zu machen. Und da ich ein ziemlich fauler Mensch bin und sehr wenig Selbstdisziplin habe, geht dann gar nichts mehr. Aber wenn's Spaß macht, geht alles.

Hast du ein Motto?

Nö, da fällt mir jetzt nichts ein. Also, wenn ich das umschreiben könnte: ...Instinktiv einfach losbollern, keine Angst haben und einfach mal machen. Was kann schon passieren? Was haben wir zu verlieren außer Geld und Zeit?

Was unterscheidet euer Bier von anderem?

Durch die Zusammenführung von Menschen und Tönen und Bildern und Möbeln bewegen sich die Biermoleküle in der Weltbühne anders, kommen in viel bessere Schwingungen. Dadurch schmeckt unser Bier viel besser.

**Programm unter www.weltbuehne-hamburg.com
gott@weltbuehne-hamburg.com
Tino Hanekamp**





Rockwurst aus Hamburg

Wer beim Namen »Zehn Meter Feldweg« an eine Patenschaftsaktion zur Erhaltung altdeutscher Wanderwege denkt, der liegt völlig daneben.

Zehn Meter Feldweg steht viel mehr für vier Musiker aus Harburg, die mit ihrer Rockmusik durch die Lande ziehen.

Ihre Songs heißen »Geräusche hinter Bäumen« oder »Rockwurst« und ihre Musik und Texte wecken die Sehnsucht nach Freiheit, und den Wunsch, sich unter einen Baum zu setzen und alles drum herum einfach zu vergessen. Titel wie »Aufs Maul« verleiten den Hörer zum Mitwippen.

Live klingen die Jungs mindestens so gut, wie auf ihren CDs, die sie für wenig Geld auf ihrer

Webseite verkaufen. Waren die Anfänge der Band noch stark an Tocotronic angelehnt, hat die Band jetzt ihren eigenen Stil gefunden. Zehn Meter Feldweg stechen erfrischend aus dem Topf nichtssagender 0815-Rockbands der letzten Jahre hervor und wissen sich sehr wohl an den Mann zu bringen. Denn bei Zehn Meter Feldweg hat man nicht das Gefühl, dass sie Musik machen, um einmal richtig Geld damit zu verdienen. Es steckt sehr viel Liebe hinter ihrer Musik; alles ist handgemacht. Nicht nur die Musik, die im eigenen Studio

aufgenommen wird, sondern auch alles, was mit der Band zu tun hat.

Noch können sie nicht von der Musik leben, sie alle gehen noch anderen Beschäftigungen nach. Bemerkenswert, wenn man sich mal die Zahl ihrer Auftritte ansieht. Dass ihre Musik gut ankommt, zeigen ihre vergangenen Auftritte: So spielten die Jungs bereits als Support für »Angelika Express« (»Geh doch nach Berlin«) oder auf dem Junimond-Festival zusammen mit Tomte. Auch in Hamburgs Markthalle waren sie schon dabei.

Die Band (von links)

Daniel Semper spielt Schlagzeug. Damit ist er nicht der erste, zwei andere Schlagzeuger haben bereits zum Zehn Meter Feldweg-Sound beigetragen. Es heißt außerdem, er sei als Pirat vor Honolulu tätig.

Niels Koppchel spielt Gitarre und singt. Er ist Student an der TU-Harburg. Zu seinen Hobbys gehört es, sich „blöde Kommentare über seine Frisur anzuhören“.

Till Wulf spielt Bass und singt. Er studiert Sonderschulpädagogik. Von ihm kam die Idee, gemeinsam Musik zu machen.

Sven Lewerentz spielt ebenfalls Gitarre und singt. Wenn er mal nicht als Musiker unterwegs ist, versucht er sich als freier Künstler.

Sonntagsausflug auf die Herbertstraße

„Eintritt für Jugendliche unter 18 und Frauen verboten.“

Anne Spies
annespies@freihafen.org



Hier beginnen die wohl berühmtesten 200 Meter Hamburgs. Eine 2,5 Meter hohe Marlboro Werbewand versperrt die Sicht in die Herbertstraße. Eine vorbeikommende Touristin bleibt stehen und riskiert zusammen mit ihrem Freund einen vorsichtigen Blick, entschließt sich dann aber, dem Schild Folge zu leisten. Was in Amsterdam ganz normal ist, ist hier nur auserwählter Kundenschaft vorbehalten. So etwas wie einen Türsteher gibt es jedoch auch nicht. Zumindest nicht am Sonntag Mittag um Zwölf. Eigentlich kann hier jedes dreijährige Kind unbehelligt hineingehen. Der Reiz ist enorm. Besonders dann, wenn man gerade mal so eben achtzehn und noch dazu weiblich ist.

Was man drinnen zu sehen bekommt, ist jedoch nicht weiter spektakulär. Jede Menge nacktes Fleisch, eher weniger als mehr verpackt in mehr oder weniger geschmackvolle Dessous, das sich aufreizend in den altmodischen Schaufenstern der bunten Häuser präsentiert. Das reinste Paradies für Männer. So weit man das als Frau beurteilen kann. Das scheint auch eine Gruppe Angehöriger dieser Spezies im Schalke-Fan-Outfit zu finden. Die Auswahl fällt ihnen sichtlich schwer. Auf der gegenüberliegenden Seite hat sich ein Typ in brauner Lederjacke dagegen schon entschieden. Die Geschäftsverhandlungen durchs halboffene Fenster sind in vollem Gange. Egal, ob „ ficken“ oder „nur reden“, jede

Minute kostet. Zuhälter gibt es kaum noch. Die meisten Frauen hier wirtschaften inzwischen in die eigene Tasche und freuen sich über jeden Kunden. So freundlich wie ihre Freier empfangen die Damen jedoch nicht jeden. Erst recht nicht ein fremdes Mädchen, das es wagt, widerrechtlich in ihr Revier einzudringen. Nach etwa drei Minuten unbehelligten Umschauens öffnet sich plötzlich eines der Schaufenster: „Ey, geh mal raus hier, du blöde Fotze!“ Den Worten folgt ein mit Wasser gefüllter Plastikbecher. Ein Sprung zur Seite. Nicht getroffen. Das mit klobigen weißen Stiefeln und

sonst eher wenig bekleidete Mädchen nimmt mit wütendem Gesichtsausdruck wieder ihre Position ein. Drei HSV-Fans aus dem Harz, die extra für das heutige Sonntagsspiel angereist sind, amüsiert dies ungemein. Sie erinnern sich an die Zeit direkt nach der Wende, als sie das erste Mal hier waren. „Damals sind noch Nachttöpfe aus dem Fenster geflogen, wenn ein weibliches Wesen es wagte, sich hier zu zeigen.“ Diese Zeiten sind zum Glück vorbei, das Phänomen Herbertstraße wird bei diesem engagierten Einsatz bestimmt noch eine Weile leben.

„Damals sind noch Nachttöpfe aus dem Fenster geflogen ...“



Das Ei im Millerntor

Rugby ist ein seltsamer Sport: Der Ball sieht aus wie ein Ei, und wer ihn in den Händen hält, hat zu kämpfen

Amrai Coen, Laura Lentzer
autor@freihafen.org

Schuuuuuub! schreien die Zuschauer des Frauenrugbyteams FC St. Pauli über den Platz im Hamburger Stadtpark. Die 15-köpfige Mannschaft nimmt diese Schreie jedoch gar nicht wahr, denn sie befindet sich gerade mitten im Gedränge. Die Stürmerinnen der beiden Teams stehen mit den Schultern gegeneinander und versuchen den auf dem Boden liegenden Ball für sich zu gewinnen. Es ist eine Art Freistoß, den der Schiedsrichter anordnet, wenn der Ball nicht seitlich oder nach hinten gepasst wird, wie es die Regel vorschreibt.

Es ist vier Minuten vor Spielschluss. Der Gegner hat den Ball erobert und nun sprintet auch schon eine der Spielerinnen durch eine Lücke in der Verteidigung des FC St. Pauli auf die 40 Meter entfernte Mallinie zu. Dieses ist eine auf den Boden gekreidete Linie, hinter welche

der Ball abgelegt werden muss. Durch diesen „Versuch“ hat die Mannschaft fünf Punkte erzielt und erreicht damit den 12:12 Ausgleich. Nun wird der Ball von derselben Mannschaft durch das auf der Mallinie befindliche Goal gekickt und sie geht mit 14:12 in Führung.

St. Pauli darf den Ankick machen. Der Ball wird von der Mittellinie aus in hohem Bogen in Richtung der gegnerischen Mannschaft getreten. Eine Gegnerin versucht, den Ball nahe der Außenlinie zu fangen, sie streift ihn jedoch nur mit den Fingerspitzen, bevor der Ball ins Aus rollt. Der Schiedsrichter pfeift: „Gasse“, so wird der Einwurf in Rugbysprache genannt. Eine große, leichte Spielerin wird von zwei kräftigen Unterstützern in die Luft gehoben und muss den Ball erobern. Hat sie dies getan, gibt sie ihn geschwind weiter an eine freistehende Mannschaftskameradin

und ein neuer Angriff beginnt. Der Ball fliegt durch die Hände des St. Pauli Teams, von Spielerin zu Spielerin. Wie auf einer Linie fliegt der Ball so von einer Angriffsseite zur anderen, bis er bei der äußersten Spielerin angelangt ist. Diese setzt gerade zu einem Sprint an und bekommt den Ball in ihren rasanten Lauf gepasst. Wenn sie es schafft, diesen Ball hinter der Mallinie zu platzieren, wird St. Pauli das Spiel in den letzten Sekunden gewinnen. Den ersten Verteidiger kann sie austricksen: einen Schritt nach links antäuschen, dann rechts vorbei. Noch fünf Meter bis zur Mallinie, wo bereits eine Verteidigerin lauert. Die Ballträgerin setzt zum Hechtsprung auf das Malfeld an, aber in der Bewegung wird sie am Trikot gezerrt, dann ihre Hüfte umschlungen und sie wird von zwei Spielerinnen über der Eckfahne zu Boden gerissen. Alle

drei Spielerinnen rutschen über den nassen Rasen ins Aus. Was für ein Tackle! Der schrille Ton aus der Pfeife des Schiedsrichters beendet gnadenlos nicht nur den kämpferischen Einsatz der St. Paulianerinnen, sondern auch die zweite Halbzeit des 80-minütigen Spiels.

Aber das Spiel ist noch nicht zu Ende. Viele Überläufer aus anderen Mannschaftssportarten bezeichnen Rugby als die fairere Sportart. Nach dem Spiel gibt man sich die Hände – keiner beschimpft den anderen oder meckert. Es ist Tradition, dass der gastgebende Verein dem Besucher eine Kiste Bier überlässt, dabei wird die eigene natürlich nicht vergessen. Um der Geselligkeit der „dritten Halbzeit“ nachzukommen, werden beide Kisten gemeinsam geleert. Dann fährt der Gast wieder nach Hause.

Das Vorurteil, Rugby sei außerordentlich brutal ist durch die

Tatsache, dass Rüstungen oder Polster nicht erlaubt sind, leicht aus dem Weg zu räumen. Die einzig vorgeschriebene Sicherheitsmaßnahme, ist der Mundschutz, den jeder Spieler zu tragen hat.

Jeder ist sich seiner Verletzungsgefahr bewusst und geht dementsprechend vorsichtig - sprich technisch sauber - zu Werke. Im Training, das zwei Mal die Woche stattfindet, erlernt man diese Manier. Die meisten Spieler bevorzugen einen weichen, leicht feuchten Rasen, um schmerzvollen Tackles auf gefrorenem, bzw. ausgetrocknetem Boden zu entgehen. Freilufttraining findet daher hauptsächlich im Herbst und Frühjahr statt.

Dass man für Rugby groß und kräftig sein müsse, ist eine weitere Unkenntnis, denn sowohl bei den St. Pauli Frauen, als auch in der Nationalmannschaft, finden sich Spielerinnen jeden Alters und jeder Statur.

Wie alles begann

Rugby, wie wir es heute kennen, entstand 1823 aus einem groben Regelverstoß während eines Fußballspiels in der englischen Stadt Rugby. Damals nahm der 16-jährige William Webb Ellis den Ball einfach in die Hand, drückte ihn an seine Brust und lief los. Einige Spieler versuchten Webb aufzuhalten, doch der schüttelte alle ab. Webb lief bis zur gegnerischen Torlinie, legte den Ball dort nieder und rief laut „Tor!“.

So etwas hatte man bis dahin nicht gekannt. Webbs Mannschaftskameraden aber gefiel das neue Spiel, und fortan hieß es „Fußball auf Webbs Art“. Von England aus verbreitete sich dieses Spiel unter dem Namen seines Ursprungsortes, Rugby, schnell über die Grenzen Großbritanniens im übrigen Europa, in Asien, Afrika und Amerika. In Australien, Neuseeland und Südafrika ist Rugby heute so beliebt wie bei uns Fußball oder die Formel 1. Der erste deutsche Rugbyverein gründete sich 1872 in Heidelberg. Seitdem greift das Rugby-Fieber um sich. In Deutschland spielen heute rund 800 Frauen „Fußball auf Webbs Art“.

Schon durch diese Voreingenommenheiten lässt sich die geringe Spielerdichte in Deutschland erklären. Nichts desto trotz gibt es dieses Jahr erstmals sechs Mannschaften in der 1. Bundesliga und darunter noch Regionalligen, die entsprechend der vier Himmelsrichtungen eingeteilt sind. Eine Rugby Saison besteht aus einer Hinrunde im Herbst, bei welcher alle Mannschaften der Bundesliga einmal gegeneinander spielen müssen, dann einer Winterpause von ungefähr sechs Wochen, worauf eine Rückrunde und dann das Finale, die deutsche Meisterschaft, folgt. St. Pauli steht seit 1995 jährlich im Endspiel um die deutsche Meisterschaft und ist auch dieses Jahr, als Tabellen-Zweiter nach der Hinrunde, zuversichtlich, zum elften Mal an dem Höhepunkt der Rugbysaison teilzunehmen. Dass neun Spielerinnen des FC St. Pauli in der Nationalmannschaft reprä-

sentiert sind, ist also nicht weiter verwunderlich.

Da Hamburg zu einer Hochburg des deutschen Rugbys gehört, wurde die Europameisterschaft der Frauen in diesem Jahr hier zu uns in den Norden geholt. Für die Spiele wurde das von vielen Fußballspielern bekannte Robert-Koch-Stadion am Millerntor auf St. Pauli reserviert. Neben der Geselligkeit des Rugbys fasziniert der außerordentliche Teamgeist immer wieder von Neuem. Ein guter Spieler kann dem Spiel zwar seinen Stempel aufdrücken, gewinnen kann er es allerdings nicht. Dazu benötigt er die Hilfe von 14 Mitspielern, die sich hundertprozentig aufeinander verlassen können müssen.

Weil die frische Luft, die Möglichkeit, sich mal so richtig auszutoben und schon früh Erfolgserlebnisse zu haben, auch Anfängern Spaß macht: Einfach vorbeikommen und mitmachen!



Zeitung - Radio - TV - Internet - Fotografie - wir sind für euch da!

Reinschnuppern in die Medienbranche?



~ Seminare und Workshops

~ Beratung und Unterstützung

~ Einblicke in den Journalismus



Fon 040 - 600 846 80 · Fax 040 - 600 846 81 · mail@jphh.de
www.jphh.de · Alfred-Wegener-Weg 3 · 20459 Hamburg